



Berlin, den 20. Juni 1905.

## Palastrevolution.

Nach dem Frieden von Luneville wollte Bonaparte italiische Würden-träger, die er in Lyon empfing, mit einer Festvorstellung bewirthen. Er ließ Talma und die Raucourt aus Paris kommen und den Gästen wurde Voltaires Mérope vorgespielt. Lauter Beifall folgte dem Vers: Le premier qui fut roi fut un soldat heureux. Aller Augen blickten auf den Ersten Konsul und alle Herzen riefen ihm zu: Dich, unseren glücklichsten Soldaten, wollen wir zum König krönen! Doch der Korze runzelte die Stirn und sagte nach der Vorstellung zum Grafen Chaptal: „Mérope wird nicht mehr aufgeführt. Was bedeutet denn dieses populäre Sprüchlein: ‚Den ersten König schuf das Glück der Feldschlacht‘? Wer bis zum Thron emporzusteigen vermag, ist der erste Mann seines Jahrhunderts und verdankt die Krone nicht dem Glück, sondern eigenem Verdienst und nationaler Dankbarkeit. Dieses Stück wird in Frankreich nicht wieder aufgeführt“. Chaptal lächelte; dem Klugen schien solches Bedenken allzu kleinlich. Bonaparte war klüger. Das Volk, meinte er, braucht nicht im Theater daran erinnert zu werden, daß Monarchenmacht aus Erobererzügen stammt und mancher Schlächter von Fortunens Laune gekrönt ward. Das Volk erfährt schon genug, schon zu viel. Hatte es nicht eben erst, im Lenz 1801, gehört, daß man Könige töten kann, packen, niederringen, würgen, wie andere sterbliche Menschen? In Rußland wars geschehen. In einer Märznacht hatten Gardeoffiziere Paul den Ersten im Michaelpalast überfallen und erdrosselt. Den Gossudar von Gottes Gnaden, der gestern allmächtig gewesen war und heute ein Idiot, ein gemeingefährlich

Toller genannt wurde. Das war also möglich; in einem Lande möglich, dessen Herrscher zugleich der höchste Bischof ist. Auch gesalbte Häupter sind vor Mörderhänden nicht sicher. So weit hatte der Jakobinergeist es gebracht, den der Erste Konsul längst für den gefährlichsten Feind aller Staatsordnung hielt. Und dem so gestimmten, durch solche Schreckenskunde verwirrten Volk sollte nun noch von der Bühne herab gesagt werden, wie Kronen gewonnen wurden und Dynastien entstanden? Rein . . . Der Kluge vergaß, was seine Franzosen im letzten Jahrzehnt erlebt hatten und welches Schauspiel er selbst ihnen sann. Ein Volk, das Ludwig Capet und seine Oesterreicherin geköpft, Robespierre und Marat zugejauht hatte, konnte aus Pauls Schicksal nichts Neues mehr lernen. Ob Mérope aufgeführt oder verboten wurde: schon griff der glückliche Soldat, griff Laetitia's Sohn ja nach der Krone und bald mußte Jeder erkennen, wie man vom Artillerieleutnant zum Kaiser bringen kann. Solches Erlebnis wirkt weiter als ein Bühnenspiel. Bonaparte verbot Voltaires Tragoedie. Joseph de Maistre aber, der den Caesar nahen sah, sprach den dünnel drohenden Satz: „An dem Tage, da vor Europens Auge ein Plebejer den Thron besteigt, wird eine neue Weltepoche beginnen.“

Europa war ruhig. Es hatte seit zehn Jahren zu viel erlebt, um sich über eine Palastrevolution aufzuregen. Das Geschehene, sagt Goethe, „hat auf die Gemüther der Meisten eine unwiderstehliche Gewalt, und was unmöglich schien, nimmt sogleich, als es geschehen ist, neben dem Gemeinen seinen Platz ein.“ Ein Zar war von seinen eigenen Truppen getödtet worden. Unmöglich? Es war geschehen. Im Hemd, mit Nachtjacke und Nachtmütze war Paul aus dem Bett gesprungen, als er die Verschwörer vor seiner Thür poltern hörte. Hinter einer Spanischen Wand fanden sie ihn, schrien ihn wild an, schimpften und schlugen ihn und würgten ihn schließlich mit seiner Offizierschärpe. Der Leib des Kaisers wurde mit Fäusten und Füßen mißhandelt. Der Oberst Sjablukow erzählt: „Ich sah Paul auf dem Paradebett. Sein Gesicht war, obgleich Aerzte und Maler es geschickt hergerichtet hatten, noch immer blau und schwarz; der Hut war so aufgesetzt, daß er so viel wie möglich die linke Schläfe und das linke Auge bedeckte, die man ihm eingeschlagen hatte.“ Als der Streich gelungen war, wurden alle verdächtigen Offiziere und Beamten getödtet oder verhaftet und die Truppen auf den Namen des neuen Kaisers vereidet. Im ganzen Lande wurde die Botschaft mit lautem Jubelgeschrei begrüßt. Fremde Menschen umarmten einander auf offener Straße. Männer, Weiber, Kinder knieten in den Kirchen und dankten der Heiligen Mutter, die sie diesen Tag erleben ließ. Ein Rausch, als sei das Tausendjäh-

rige Reich friedlichen Glückes auf russischer Erde begründet. Und mit der vom härtesten Druck sich befreit wägnenden Menge jauchzte der Adel, die Hofgesellschaft. Tatishthjew schrieb an den Grafen Woronzow: „Uns Allen ist zu Muth, als seien wir neugeboren.“ Rogerson: „Das Ereigniß vom zwölften März hat (abgesehen von den Umständen, die vielleicht nicht zu vermeiden waren, aber peinlich wirken) die allgemeine Stimmung mit einem Schlag umgewandelt.“ Präsident Nicolai: „Ich bin entzückt von dem großen, glücklichen Ereigniß.“ Admiral Tschitshagow: „Kaum vermag die Stimme der Nation der Freude, die wir empfinden, Ausdruck zu geben.“ Graf Buturlin: „Preisen wir die Vorsehung!“ Graf Morkow: „Seit dem großen Ereigniß strahlt uns endlich wieder die Sonne.“ Alexej Orlow: „Durch Gottes Gnade ist ein helles Gestirn aufgegangen, das uns den Frühling ankündet. Noch vor Ostern kam die Auferstehung. Ganz Rußland athmet freier. Selbst hier in Dresden hat Alles, hoch und niedrig, sich unbändig gefreut. Loben wir den Herrn, daß wir nicht ganz gefressen wurden. Halleluja! Halleluja! Und abermals Halleluja!“ Whitworth, der England an Pauls Hofe vertreten hatte: „Wie soll ich schildern, was ich bei diesem von der Vorsehung gefährten Streich empfand? Je mehr ich nachsinne, desto inniger danke ich dem Himmel.“ Smirnow, der Propst der russischen Gesandtschaft in London: „Jetzt brauchen wir nicht mehr vor unserem eigenen Schatten zu erschrecken. Der gute Fürst Castalcicala (Neapels Gesandter) weinte vor Freude.“ Der Senator und Departementsdirektor Weljaminow: „Es ist unmöglich, den Freudentaumel der Residenz zu beschreiben. Abends war in den Straßen ein Gewühl, wie ichs nie vorher gesehen hatte. In der ganzen Stadt gabs bald keinen Champagner mehr; ein einzelner Weinhändler (nicht der größte) hat an diesem Tage für sechzigtausend Rubel Sekt verkauft. Aus allen Kneipen scholl Jubelgeschrei. Petersburg glich einem riesigen Irrenhaus.“ Die Fürstin Liwien, geborene Baronin Bencendorf: „Die Verschwörer schwiegen nicht, sondern rühmten sich laut ihrer That und erfanden vielleicht noch Gräucl, die sie gar nicht verübt hatten.“ Noch höher hinauf; die Kaiserin Elisabeth schrieb an ihre Mutter, die Markgräfin von Baden: „Rußland wird nach vierjähriger Bedrückung jetzt aufathmen. Das schlimmste Hinderniß ist weggeräumt. Freilich ist der Gedanke furchtbar, die Ruhe einem Verbrechen zu danken. Doch muß ich gestehen: auch ich athme auf. Wie eine Tolle sehnte ich mich nach einer Revolution. Das Uebermaß despotischer Willkür nahm mir alle Fähigkeit zu ruhiger Ueberlegung; ich wünschte nur noch, mein unglückliches Rußland frei zu sehen, — um jeden Preis.“ So sprach Pauls Schwiegertochter, die Frau

seines Sohnes. Und dieser Sohn selbst? Der sanfte Alexander, Laharpe's und Rousseau's weichmüthiger Schüler, weinte, bejammerte sein trauriges Schicksal und ließ sich von Elisabeth trösten. Allzu schwer wird der Frau diese Ehepflicht wohl nicht geworden sein. Aus dem Brief, den Nikita Petrowitsch Panin an die Zarin-Witwe schrieb, wissen wir, daß Alexander den Plan der Verschöwrer kannte. Zugestimmt hat er ihm natürlich nicht, sondern auf jede Andeutung geantwortet: „Von solchen Dingen will ich nichts hören“. Das genügte. Nach der That durfte er den Ueberraschten, Entsetzten mimen; die Hände, die ihm die Krone der Monomachen reichten, hatten ja seinen Vater erwürgt. „Peinliche, aber vielleicht unvermeidliche Umstände.“ Am Ende war's doch der Finger Gottes, der Paul vom Thron gestoßen hatte. Alexander setzte die Krone aufs Haupt und schüttelte die Hände, aus denen er das Wahrzeichen der Vatergewalt empfing. Sollte er die Mörder, seines heißesten Wunsches Vollstrecker, etwa strafen und im Heer, am Hof neue Unzufriedenheit wecken? So undankbar war er nicht. Vornehme Herren hatten die Henkerarbeit besorgt: General Freiherr von Bennigsen, die Grafen Pahlen und Panin, Fürst Platon Subow und andere Großwürdenträger. Denen durfte kein Haar gekrümmt werden; wurde auch keins gekrümmt. Der Einzige, der in Ungnade fiel, war Pahlen, der als Regisseur Alles sorgsam vorbereitet hatte, wider die Abrede aber erst nach der That im Palast erschien. Das verzieh ihm Alexander nicht. Einen so unzuverlässigen Diener, der wohl gar, wie Bernhardt vermuthet, mit der Möglichkeit des Mißlingens rechnete und dann, wenn der Plan gescheitert war, als Pauls Retter aus höchster Lebensgefahr auftreten wollte, einen solchen cunctator konnte der neue Kaiser nicht brauchen.

Europa blieb ruhig. Das Geschlecht, das den Enkel Ludwigs des Heiligen und die Tochter der großen Maria Theresia hinrichten sah, war nachgerade abgehärtet. Paris, das immer voraus ist, war schon wieder caesarisch gestimmt; draußen aber wirkte die pariser Stimmung von 1792 noch fort. Man schwärmte für Freiheit und Menschenrechte und freute sich, wenn Muthige ihr Land vom Tyrannen befreiten. Ist nicht jeder König ein Tyrann? Jeder, sprach Demos; selbst Ludwig der Sechzehnte, dem eigentlich keine greifbare Verletzung der Regentspflicht nachzuweisen war. Schlimm genug aber schien, daß er von vierzehn Regierungsjahren 1562 Tage auf der Jagd, 372 Tage auf Reisen verträdelte hatte. Man war ungemein radikal, wollte am Darm des letzten Pfaffen den letzten König hängen und die ewigen Rechte vom Himmel herunterholen, „die droben hangen, unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.“ Und da sollte man den tollen Autokraten bedauern, der von

den Schranken in silberner Schlinge gewürgt worden war? Der allzu lange im Reich Katharinas gewüthet, Menschenglück vernichtet, mit blutiger Sense Menschenhäupter gemäht hatte? Ihm war geworden, was ihm gehörte. Nur Bonaparte verwünschte das böse Beispiel. Wenn man so mit legitimen Herren aus alter, guter Familie umsprang, mochte der empereur parvenu vor der ersten Glücksdämmerung zittern. Der Korse empfand, ohne es zu kennen, die Wahrheit des Wortes, das Schiller in seiner Geschichte des niederländischen Aufstandes sprach: „Weniger schmerzhaft drückt der Mißbrauch angeborener als der Mißbrauch empfangener Gewalt.“

Hundertundzwei Jahre sind vergangen, seit Paul Petrowitsch unter Mörderhänden verröchelte. Die Jünglinge, denen es feurig durch die Wangen lief, wenn man von Freiheit sprach, sind längst begraben. Doch ihres Strebens hohes Ziel ward erreicht. Alle Menschenrechte sind dem Bürger, dem ärmsten sogar, gesichert. Während ich schreibe, wird in Deutschland ein neuer Reichstag gewählt. Der letzte Ackernecht hat heute das selbe Recht wie der reichste Fürst, der höchste Beamte. Niemand kann ihn hindern, den Mann zu küren, dem er vertraut, Niemand ihn auch nur kontroliren. Schon im ersten Ansturm hat die Partei der armen Leute die Hauptstadt, des Kaisers Residenz, fast völlig erobert und aus allen Bundesstaaten, allen Provinzen kommt ihr Hoffnung nährende Kunde. Stärker noch als im alten wird sie im neuen Reichstag sein; und am Widerstande dieses Reichstages muß des Kanzlers, des Kaisers Wille sich brechen. Herrlich weit brachten wirs. So weit, daß wir für die Freiheit nun nicht mehr zu schwärmen brauchen. Daher der sittliche Zorn über die Ermordung des Königs von Serbien und seiner Draga. Ueberall; selbst in der sozialdemokratischen Presse wurde die „verthierte serbische Soldateska“ ins Fegesfeuer verdammt und durch die bourgeoisen Blätter raufte die Empörung über „das Blutbad im Konak“, die „feigen Nordubun“, die „erbärmliche Apathie der halbwilden Balkanhorde“. Die Vorgänge von 1801 und 1903 sind einander sehr ähnlich. Auch Paul hatte eine am Hof gehaßte Liebste: die Fürstin Sagarin. Auch er wollte dem Reich einen illegitimen Thronfolger aufzwingen: den hübschen Prinzen Eugen von Württemberg. Wie in Petersburg, wurde in Belgrad gejubelt; wie dort, erhob sich hier keine Stimme für den Gemordeten. Alles genau wie damals. Militärrevolte, deren Erfolg im Hintergrund ein tugendfamer Prätendent abwartet; das Opfer im Hemd (der fette Paralytiker von Serbien trug im Bett rothe Seide); rohe Mißhandlung der Verwundeten, Sterbenden, Toten; statt der Strafe der Dank des Vaterlandes. Sogar der allerliebste Einfall,

die häßlichen Worte Mord und Totschlag zu meiden und in offiziellen und offiziellen Meldungen schlicht nur von „dem Ereigniß“ (l'événement) zu sprechen, stammt von der Rewa und wurde zollfrei nach Serbien importirt. Alles wie einst im März. Nur ein Unterschied ist fühlbar: was 1801 eine patriotische Heldenthat hieß, ist 1903 zum abscheulichen Mordbubenstreich geworden.

Marcus Junius Brutus und seine Leute waren grausame Mordbuben: ihre Tücke traf mit spitzem Dolch dreiundzwanzigmal Caesars Leib. Cromwell, der seinen König köpfte: ein Mordbube. Und wie nenne ich den elenden Wilhelm Tell, den Feigling, der den vom Kaiser eingesetzten Landvogt aus sicherem Hinterhalt erschöß? Wir müssen neue Ideale suchen; die alten sind aus der Mode. Das Jahrhundert der Naturwissenschaften, des Liberalismus, Parlamentarismus, Amerikanismus (die Zeitungschreiber schmücken es täglich mit neuen Ehrennamen) ließ uns als Vermächtniß zwei wichtige Lehren. Die erste: daß alle Völker, die nicht fromm an den Christengott glauben, dem Untergange geweiht sind; die zweite: daß auch die Psychose eines angestammten Königs seinen Untertanen heilig sein muß.

. . . Du möchtest, lieber Leser, ein Weilchen verschmausen und nichts von den Obrenowitsch, Maschin, Lunjewitsch, Karageorgewitsch hören, deren Namen die Reporterschaar seit zehn Tagen Dir früh und spät ins Ohr gebrüllt hat? Unsere Wünsche begegnen einander. Die Sache ist uns Beiden gründlich verkehrt worden. Nur ein paar nüchterne Worte also; nur die Bitte, dem Hause Obrenowitsch keine Bähre nachzuweinen. Was geschehen ist, mußte geschehen, konnte nicht stiller, nicht schneller, nicht mit geringerem Blutverlust ausgeführt werden. Wie ein böses Thier hatte Alexander im Lande gehaust. Ein Paralytiker, ein Idiot, ein Imbecille: einerlei, wie die Wissenschaft diesen Zustand nennt. Jeder wußte es; doch Keiner durfte es laut sagen. Irrsinn bei Großen ist nicht leicht zu behandeln. Wenn ein König Worte spricht, die den Bürger in die Narrenzelle oder mindestens unter Vormundschaft brächten, heißt mans entzückt ein Zeichen verblüffender Genialität; wenn er an der Galatafel in die Prunkschüssel spuckt, rühmen die Hofwebler seine muntere Laune. So wars immer. Bekrönte Tollheit wird erst anerkannt, wenn die Diagnose öffentlich gestellt ist; und gegen solchen Frevel ist thronende Majestät geschützt. Auch hatte der letzte Obrenowitsch die flinke Beweglichkeit, Versatilität und Redseligkeit, die an Idioten nicht selten zu beobachten sind. So lange er die Krone trug, war er sicher; Niemand konnte wagen, ihn zu entmündigen. Was also sollte geschehen? Ja, sagt man, gegen die Absetzung wäre nichts einzuwenden; um so mehr aber gegen den Mord. Sehr

schön, sehr sittlich, sehr sentimental. Nur wäre das arme Land dann nie zur Ruhe gekommen. Der verbannte König hätte Freunde gefunden, Parteien gewonnen und mit dem zähen Eifer des Wahnsinns Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um wieder in den Konak zurückzukehren. Solche Kämpfe hätten zehnmal, hundertmal mehr Menschenleben gekostet als eine Palastrevolution. Und draußen wäre dem Paar das saubere Plänchen gelungen, das die Wachsamkeit seiner Feinde in Belgrad vereitelt hatte. Alexander wußte, daß er nie Vater werden konnte, daß er unfähig war, ein Kind zu zeugen, unfähig dazu gewesen wäre, auch wenn er nicht die abgetakelte Liebste seines luetischen Vaters zur Frau genommen hätte. Dennoch spielten sie dem Volk die Komödie der Schwangerschaft vor. Dennoch sang Sascha jedem Interviewer das selbe Lied: „Ich bin noch jung, erst Achtundzwanzig und kann noch oft Vaterfreuden erleben.“ Im Exil wäre Draga gewiß bald in die Wochen gekommen — Kinder sind überall billig zu kaufen — und dann pflanzte die Kunstbrut der Obrenowitsch sich zu neuem Unheil fort. Und daß die Serben von dieser Familie genug hatten, sollte man ihnen nicht gar so übel nehmen. Milan bestahl den Staat und bot, als er verbannt war, gegen den eigenen Sohn dessen Todfeinden seine Dienste an. Frau Natalie schrieb ihr Eheleid durch alle Gassen und schalt auf offenen Postkarten ihre Schwiegertochter eine Hure. Der Vater erzählte überall, daß der Sohn impotent, die Mutter, daß er geisteskrank sei. Und der liebe Sohn sperrte Beiden die Heimath, pries in einer feierlichen Proklamation die Verbannung Milans als ein nationales Glück und gab den Befehl, das gute Papachen beim Uebererschreiten der Grenze niederzuknallen. Dahin kam es nicht. Aber der König fand andere Opfer. Wer vor Frau Draga nicht das Knie beugte, wurde ins Gefängniß geworfen oder geräuschlos ins Jenseits befördert. Die Offiziere mußten von den Brüdern der Königin Schimpf und Schläge hinnehmen; und der jüngere der beiden Lämmel sollte nächstens den Titel des Kronprinzen tragen. Eine Verbrecherfamilie. Wie ein Giftkraut mußte sie mit Stumpf und Stiel ausgejätet werden. Glimpflicher sollte man handeln, den König dem Psychiater, die schlotterige Königin dem Staatsgerichtshof ausliefern? Das hätte lange gedauert und Lärm gemacht. An günstigen Gutachten hätte es Herrn Alexander nicht gefehlt und der Prozeßgestank hätte das ganze Schweinereich verpestet. Dragas Schwager hat mit seinen Gehilfen schnell und schlau die schwere Arbeit besorgt. Daß aus den Menschen die Bestie hervorkriechen würde, war zu erwarten: vor den Soldaten, die sich Muth zur That angetrunken hatten, krümmte sich in ohnmächtiger Wuth ja das Paar, dessen Faust sie

so lange im Nacken fühlten. Doch eine Hinrichtung nach Prozeß und Urtheil wäre nicht angenehmer gewesen. Als Graf Pahlen gebeten wurde, den Leib des Zaren zu schützen, antwortete er in ungetrübter Seelenruhe: *Impossible de faire une omelette, sans casser des oeufs.* Und man muß den Serben das Verdienst lassen, daß ihr Eierkuchen rasch fertig war.

Die Häupter der Staaten und Staatskirchen haben dieses Verdienst dankbar anerkannt; und sie sind dem Himmel doch näher als die kagenjämmerlich aus dem Freiheitrausch erwachte Bourgeoisie und ihre willfährige Presse. Schließlich wars auch diesmal der Finger Gottes. Der Metropolit von Belgrad gab den Ton an: „Was geschah, mußte nach Gottes unerforschlichem Rathschluß geschehen und vor solcher göttlichen Fügung hat sich das Volk der Serben in Demuth zu beugen.“ Der Reußenzar gratulirte als Erster dem neuen König und empfahl ihn himmlischer Hilfe. Peter der Erste, von Gottes Gnaden König von Serbien, kann kommen. Kein Bonaparte wird knirschend dem Einzug zuschauen. Europa ist ruhig. Nur das liberale Bürgerthum, das einst mit Tyrannenblut färben wollte, flennt, weil das Wohl eines Volkes nicht zärtlicher Rücksicht auf den legitimen Herrscher geopfert ward.



## Ein Großdeutscher.

Der Lauf der Zeit brachte es mit sich, daß der am zweiten Mai 1891 zu Blasewitz verstorbene Publizist Konstantin Franz, der sich vergebens bemüht hatte, diesem Lauf eine andere Richtung zu geben, schon vor seinem Tode vergessen ward. Er lebt jedoch wieder auf in seinem begeisterten und sehr rührigen Jünger Ottomar Schuchardt, der unter dem Titel „Die deutsche Politik der Zukunft (Gelle, Verlag der Schulbuchhandlung, 1899 bis 1902) drei Bändchen herausgegeben hat, in denen er Aussprüche seines Meisters mit eigenen Betrachtungen verwebt, um, wie er im Vorwort des dritten Bandes sagt, Richtungslinien für einen politischen und wirthschaftlichen Neubau zu entwerfen. Ohne von einander zu wissen — erst vor wenigen Jahren hat der Eine den Anderen entdeckt —, haben Franz-Schuchardt (des bequemeren Ausdrucks wegen mögen die beiden Seelenverwandten zu einer Person verschmolzen werden) und meine Wenigkeit sich in der selben Gedankenbahn bewegt, was sich zum Theil daraus erklärt, daß ich bis 1870 regelmäßig die (seitdem sehr heruntergekommenen) Historisch-Politischen Blätter gelesen habe und daß Franz der Schule von Görres und Jörg nah gestanden hat. Franz-Schuchardt liebt den Bauernstand, das Landleben und die Natur und ihm graut vor qualmenden Schornsteinen. Er glaubt nicht an die Seg-



nungen des Industrialismus, die uns Die um Brentano verheißten. Er will im Politischen Selbständigkeit und Mannichfaltigkeit, nicht Bureaucratismus und Uniformität. Er ist überzeugt, daß wir an Uebervölkerung leiden, daß der Volkskörper nicht gesund bleiben kann, wenn nicht mit der Volksmenge die Bodenfläche wächst, und daß der leidenden Landwirtschaft mit Zöllen nicht zu helfen ist. Er legt Gewicht auf die unbestrittene Thatsache, daß wir ostwärts so wenig eine ethnographische wie eine geographische Grenze haben und daß deshalb ein deutscher Nationalstaat nach dem Muster des englischen oder französischen, wenn er wünschenswerth wäre, was er gar nicht ist, nicht möglich sein würde. Vom Wasser hält er nichts, und was heute als deutsche Weltpolitik von den Einen gerühmt, von den Anderen gescholten wird, erklärt er für ein plan- und rathloses Tathen. In Alledem bin ich vollständig mit Franz-Schuchardt einverstanden; und wenn wir uns dieser Ansichten wegen vorläufig noch als Eigenbrödlar und Schruullenheger verspotten lassen müssen, so giebt es doch manche andere, in denen wir, ebenfalls einig, der Zustimmung weiter Kreise sicher sein können; zum Beispiel, daß an dem jetzigen Elend der Deutschen in Oesterreich, abgesehen von den unvermeidlichen Folgen der Ablösung von Deutschland, namentlich die „Deutsch-liberalen“ schuld sind, die, so lange sie herrschten, weder deutsch noch liberal genannt zu werden verdienen.

Gerade Dem aber, was dem Gedankengewebe Franz Schuchardts die eigenthümliche Färbung giebt und was die Reisten, die seine Bücher in die Hand nehmen, bestimmen mag, sie nach flüchtigem Blättern unwillig zur Seite zu werfen, muß ich entschieden widersprechen. Er verurtheilt die Entscheidungen von 1806 als einen frevelhaften Rechtsbruch, der als Fluch fortwirkte, findet Alles schlecht im neuen Reich und verabscheut Bismarck, den Urheber all dieser Uebel, als den bösen Dämon des deutschen Volkes. Das finde ich nun, obwohl sehr weit entfernt von kritikloser Bewunderung Bismarcks, wirklich schruullenhaft und thöricht. Der alte Bund war, wie Jedermann weiß, unmöglich geworden, weil das deutsche Volk, zwischen höchst aktionlustige Großmächte eingeklemt, sich selbst aktionsfähig machen mußte, was es mit vierunddreißig Köpfen nicht sein konnte und bei dualistischer Verfassung, mit zwei Köpfen, noch weit weniger gewesen wäre; lieber noch hundert Köpfe als zwei, wenn nur einer als das eigentliche Haupt über die anderen weit emporragt, wie es im alten Reich von Heinrich dem Ersten bis zum Tode Barbarossas gewesen war. Daher braucht gar nicht untersucht zu werden, ob wahr ist, was Franz-Schuchardt behauptet: daß an der Uneinigkeit der beiden Vormächte „fast immer“ Preußen Schuld gewesen sei. Die Einigkeit ist bei einer so unglücklichen Kombination a priori durch die Natur der Sache ausgeschlossen: zwischen annähernd gleich mächtigen Staaten, die ein gemeinsames Gebiet

beherrschen sollen, giebt es keine prästabilierte Harmonie. Vollkommen richtig und von großer Tragweite ist die Bemerkung: „Das Vorrücken eines abstrakten Einheitgedankens, dem zu Liebe ein Drittel des historischen deutschen Bodens mit Allem, was als Kolonialland daran hing, aufgegeben werden mußte, ließ unserer Staatswissenschaft schließlich den Boden ganz entschwinden und sie ihre Theorie ins Blaue und Rebelhafte hineinbauen. War nur ein ‚geintes Deutschland‘ da, so war auch die deutsche Frage gelöst. Für das deutsche Volk zu sorgen, war nicht die Aufgabe dieser Wissenschaft.“ Aber vorläufig konnte der durch schwarzgelbe Grenzpfähle abgesperrte alte Reichsboden — und was dahinter lag — uns Reichsdeutschen gar nichts nützen; vorläufig mußte also die nächste und dringendste Aufgabe bewältigt und die Aktionsfähigkeit hergestellt werden, deren Nothwendigkeit sich vier Jahre später handgreiflich kundgab. Was die angeblich üblen Folgen des Rechtsbruches betrifft, so mußten solche Lebensarten in dem Buch eines historisch gebildeten Mannes wunderbar an. Der muß doch wissen, daß die Weltgeschichte — und nicht am Wenigsten die deutsche Geschichte — eine ununterbrochene Kette von Rechtsbrüchen ist und gar nichts Anderes sein kann, weil Staatsverträge niemals durch einen Civilprozeß gelöst werden und, so oft die geänderten Verhältnisse eine Lösung erzwingen, der dabei Verlierende niemals gutwillig nachgiebt und in jedem Fall über Rechtsbruch klagt. Die germanischen Staaten sind nicht anders als alle anderen Staaten auf das Recht des Schwertes gegründet worden, und wer die Landkarte etwa nach dem Grundsatze der Legitimität rückwärts revidiren wollte, müßte uns bis auf Noth zurückschrauben.

Das Vorurtheil gegen Bismarck und sein Werk läßt den Verfasser im neuen Reich Alles schwarz sehen. Möge er einmal über Delbrücks ergötzliche Sammlung von Lesefrüchten („Die gute alte Zeit“) meditiren (vom Politischen gilt eben ganz das Selbe wie vom Sittlichen) und überlegen, wie behaglich er sich fühlen würde, wenn er, durch einen Zauber zurückversetzt, im Zeitalter Heines oder in der Zeit des Rheinbundes oder in der des Siebenjährigen, des Dreißigjährigen, des Hussitenkrieges, des Schwarzen Todes, der Mongoleneinfälle, der Ungarneinfälle erwachte. Im Einzelnen verleitet ihn sein Vorurtheil zu einer Menge schiefer Urtheile. So zu denen über die soziale Gesetzgebung. Es ist vollkommen richtig, daß der Werth dieser Gesetzgebung von ihren Freunden überschätzt wird und daß sie nur zum Theil leistet, was man von ihr erwartet hatte, auch, daß, so lange die Grundursachen der sozialen Uebel, Bodenmangel und schlechte Bodenvertheilung, fortbauern, alles Kuriren nur die Krankheit von einer Stelle auf die andere und aus einer Form in die andere treibt. Aber wo ein unerträgliches Uebel drängt, da muß der Staatsmann eingreifen, wenn er auch weiß, daß die angewandte Kur nicht gründlich helfen kann und neue Uebel im Gefolge

hat. Der drohenden ungeheuerlichen Bagabondage und Armenlast gegenüber konnte nicht gewartet werden, bis die nach des Verfassers und auch nach meiner Ansicht wünschenswerthere genossenschaftliche Selbsthilfe im erforderlichen Umfange organisiert war. Darüber konnte Alles zu Grunde gehen, wie in England, wo man an dem Grundsätze der Freiwilligkeit zäh festhält, sehr viel zu Grunde gegangen ist. Wenn dem Preussischen gegenüber das Christlich-Germanische herausgestrichen wird, so ist dagegen ganz im Allgemeinen, nicht nur in Beziehung auf das hier besprochene Buch, Zweierlei zu bemerken. Erstens: daß auch im Mittelalter die christlichen Grundsätze, zum Beispiel in der Gewerbepolitik, nur so lange durchgeführt werden konnten, wie die wirtschaftlichen Bedingungen dafür vorhanden waren. Wo die wirtschaftliche Grundlage schwand, da wich sofort die christliche Ordnung einem höchst unchristlichen Interessenkampfe, wie die zahlreichen Weberaufstände des vierzehnten Jahrhunderts, die Gesellenbünde und ihre Unterdrückung in den folgenden Jahrhunderten lehren. Wenn anerkannt wird, daß die Möglichkeit der Durchführung christlicher Grundsätze von äußeren Bedingungen abhängt, so soll damit der Werth dieser Grundsätze nicht herabgesetzt, sondern nur zu einer billigen Beurtheilung späterer Geschlechter aufgefordert werden, die unter geänderten Verhältnissen ihre christliche Gesinnung nicht in den selben Formen bethätigen können wie ihre Vorfahren. Zweitens ist zu beachten, daß Manches, was als christlich-germanisch gepriesen wird, weder christlich noch germanisch ist. Auch Schuchardt irrt, wenn er in einer Polemik gegen die Sozialdemokratie den Gedanken der ursprünglichen Gleichberechtigung aller Menschen germanisch und christlich nennt. Das germanische Recht weiß nichts von der Gleichberechtigung aller ungesieberten Zweifüßler, sondern kennt nur das ständisch gegliederte Volk und lauter Sonderrechte; und die alten Deutschen haben gleich allen alten Völkern Sklaven gehabt; auch dachten sie gar nicht daran, in einem eroberten Lande den Unterworfenen Gleichberechtigung mit den Herrschenden zu gewähren. Die christliche Gleichberechtigung vor Gott aber ist grundverschieden von dem jakobinisch-sozialistischen Traum sozialer Gleichstellung und politischer Gleichberechtigung; die Kirche hat niemals die Aufhebung der Standes- und Rechtsunterschiede, ja, nicht einmal grundsätzlich die Abschaffung der Sklaverei gefordert, sondern nur dort, wo sie sich ihrer Pflicht bewußt blieb — was leider nicht überall und immer der Fall war —, sie zu mildern und ihre schlimmen Wirkungen innerlich, durch Einwirkung auf die Gesinnung, zu überwinden gestrebt.

Es ist zu bedauern, daß Schuchardt durch seine Voreingenommenheit gegen einen nun einmal geschichtlich gewordenen Zustand den vielen guten Gedanken, die seine Bücher enthalten, den Zugang zu weiteren Kreisen erschwert.



## Französische Kunst.

Die glänzende Ausstellung der Impressionisten in der Wiener Sezession, wo zum ersten Mal der historische Zusammenhang dieser Maler mit der Kunst der Vergangenheit veranschaulicht wurde, hat das Interesse an dieser Blütheerscheinung der französischen Kunst neu gestärkt\*) und es mußten gerade dem deutschen Betrachter, der nicht ganz in Volkspatriotismus ausgeht, allerlei Betrachtungen kommen, die das abgeschlossene Werk der französischen Malerei vielleicht in neuem Licht erscheinen lassen.

In dem lediglich sinnlich Wahrnehmbaren dieser Kunst liegt ihr wesentlicher Charakter. Wir Deutsche machen Bilder, die auch Kunst sind; wir entlasten auf diesem Wege unsere Seele und zeigen dem lieben Mitmenschen die Originalität unserer Symbolik, das Persönliche unserer Erlebnisse, die Tiefe unserer Gedanken. Diese Leute dagegen malen; und es trifft sich, daß sie trotzdem tief und persönlich genannt zu werden verdienen.

Wir legen heute großes Gewicht auf das Nationale und es begegnet uns zuweilen, die Aesthetik nach geographischen Begriffen abzuwickeln. Wir wünschen, unser Volksbewußtsein in der Kunst auszudrücken, und verehren jede fromme Legende, die, sei sie auch aus den Zeiten der Kreuzzüge, „neue“ Seiten unseres Wesens offenbart. Diese Leute dagegen haben wenig Gemüth für Vergleichen; ihre Legenden, namentlich wenn sie von Daumier, Forain oder Vautrec erdacht werden, haben unerschöpflich wenig Alterthümliches und sind nichts weniger als fromm. Bei ihnen herrscht eine anarchistische Freiheit, die dem Begriff des Nationalen, wie so vielen anderen Begriffen, eher feindlich gesinnt ist, und es trifft sich, daß trotzdem keine Kunst im tiefsten Sinn volkstümlicher ist als die der Franzosen. Sie haben eine andere Natur als wir; sie haben überhaupt Natur. Man lasse einen Franzosen den höchsten Vorber erzingen, selbst die Krone des Imperators, man sehe ihn leiden, sehe ihn als Bourgeois, als Gelehrten, als Künstler: es bleibt etwas naiv Elementares an ihm haften, das der Größte mit dem Kleinsten gemein hat, das jeden Ausdruck des Schmerzes und der Freude, den hohen Glanz wie das niedrige Vaster typisch färbt und unverwundlich ist wie die Sprache; die Weste einer individuellen Natur.

Der Naturalismus konnte nur in Berlin zu dem Centrum werden, in dem sich das Unpersönliche sonnte. Er war in Paris stets, selbst zu Zeiten Courbets, eine rein künstlerische Formel, die, so unabhängig man sich ihrer bediente, die stärkste Tradition in sich schloß. Die Maler von 1830 nahmen, wenn sie in den Wald von Fontainebleau zogen, um den Tag über in der Natur selbst zu malen, noch etwas Anderes mit als die primitive Staffelei, so unwürdig sie

\*) Während dieser Artikel gesetzt wurde, hörte ich, Heilbut lasse bei Cassirer ein Buch, „Die Impressionisten“, erscheinen; wohl eine Ausdehnung der ausgezeichneten Studie Heilbut's in dem fünften Heft der Zeitschrift „Kunst und Künstler“ (im selben Verlag), auf die ich bei dieser Gelegenheit eindringlich verweise. Ich selbst habe in den beiden illustrierten Monographien „Der moderne Impressionismus“ und „Manet und sein Kreis“ (Julius Barb, Berlin) das Thema behandelt.

sich selbst wohl erschienen und so schlicht sie thatsächlich gegenüber ihren Vorgängern aus dem achtzehnten Jahrhundert waren. Corot und Millet, der Eine ein wundervoller Poet, der Andere ein gigantischer Symbolist, der Schöpfer einer modernen Legende, vor deren markiger Kraft all unsere süßen, frommen Sagen von anno Dazumal wie Funken verschwinden, schon diese Beiden konnten nicht mehr aus der Natur heraus malen, als sie selbst hinein dichteten. Manet rühmte sich, nur ein einziges Bild nicht ganz nach der Natur gemalt zu haben: die Erschießung des Kaisers von Mexiko, wo trotzdem alle Figuren, mit Ausnahme der Hauptperson, Portraits nach dem Leben sind. Und was sagt Das von Manet? Was kümmert uns, daß die „Mama“, die ihn zu einem der herrlichsten Werke brachte, gelebt hat, daß das prachtvolle „Déjeuner sur l'herbe“ aus maßgeschneiderten Modellen zusammengesetzt ist? Interessanter ist schon, daß er damit eine glänzende Kunst, die jenseits der Pyrenäen verblüht war, zu neuem Leben erweckte, daß er einen riesigen Schatten, Diego Velasquez, der in den verbliebenen Muren einer gesunkenen Zeit lebendig geblieben war, uns deutete und in diesem Schatten das Licht entdeckte, die Farbe, eine Verjüngung.

Es ist nöthig, Goethe gelesen zu haben, und es ist von höchstem Werth, Beethoven genießen zu können; es wird behauptet, daß Nietzsche zur Bildung gehört, und man sollte Dostojewskij erfaßt haben. Man soll eine Ahnung haben, daß die Kinder nicht vom Storch gebracht werden, und jeder Mensch bedarf halbwegs einer Idee von unseren sozialen Verhältnissen, um nicht unter die Näher zu kommen. Ich stehe nicht an, die Durchbringung dieser französischen Kunst, die Manet gebracht hat, für eben so vorteilhaft zu erachten. Wohl verstanden: für Den nur, dem der Sinn danach steht. Man braucht keine Kunst. Bismarck ist ohne sie fertig geworden und die Mehrzahl der Regenten führt ohne sie eine erspriehliche Regierung. Man braucht sie heute um so weniger, wo die Freude am Dasein mit so vielen Schmerzen erkauft wird; es giebt wichtigere Dinge. Wenn aber der Sinn zur Auseinandersetzung mit der Kunst drängt, wenn sich der Einzelne erlaubt, auf Kosten der Anderen zu genießen, wenn innerhalb des Abstrakten nach Existenzwerthen für eine nicht dem Magen dienende Betätigung gesucht wird, muß man sich für diese Malerei entscheiden, wenn überhaupt für irgend eine. Es handelt sich hier nicht um die berühmte Seitlängerweisheit, daß jedes Genre sein Für und Wider hat, daß Manet schön und Böcklin auch schön ist, daß man Beide lieben kann und Beide in ihrer Art den selben Kunstzwecken dienen. Es gilt, festzustellen, daß Manet Malerei ist und Böcklin etwas Anderes. Dieses Andere mag erhabener, mag uns Germanen germanischer erscheinen, mag den Dichtern das Dichten erleichtern; es mag auch künstlerisch für die Anregung des Dekorativen seinen erspriehlichen Werth haben: mit der typischen Kunst, die wir als Malerei verehren, hat es unmittelbar nichts zu thun. Böcklin ist in erster Linie ein Gestalter phantastischer Phänomene, an denen das Malerische die willkürlichste Qualität ist. Manet hat aus dem rein Malerischen Alles geschaffen, was diese Kunst, an der Jahrhunderte gewirkt haben, geben kann. Er hat nichts gewollt, als den Sinnen, lediglich unseren Sinnen die schönsten Einbrücke zu geben; das schönste Material, die schönste Farbe, die Konzentration alles Dessen, was wir zerstreut und vermischt in der Natur finden. Diese Konzentration des Willkürlichen, diese auf größte Vereinfachung des maßgebenden

sinnlichen Effektes dringende sichere Erkenntniß ist das Persönliche daran, nicht die Erfindung, nicht die Phantasie, die sich um nichts von der eines beliebigen Menschen unterscheidet. Was interessiert uns der „Jaure“ oder der „stübende Junge“ oder die hundert Portraits mehr oder weniger bedeutender Zeitgenossen oder die vielen Blumenstücke? Das einzige im Vorwurf interessante Episodenbild Manets, die schon erwähnte Ermordung des Kaisers Maximilian, gehört zu seinen mäßigsten Bildern. Aber man mache mal den Versuch, ein solches Blumenstück Manets, wie es deren Dupende giebt, neben den wildesten Böcklin zu halten, in dem Alles steckt, was sich die lähnste Phantasie nur träumen läßt. Im ersten Augenblick wird Niemand die paar Blumen sehen und nur diese Reiter, diese Felsen, diese merkwürdigen Thiere betrachten und erkennen wollen, was da vorgeht, was sich der Mann, der Das gemalt hat, eigentlich gedacht hat. Hat man es aber einmal, so erschläßt langsam, aber sicher das Interesse; der Verstand ruht sich, befriedigt über seine Arbeit, aus im stolzen Bewußtsein, auch dieses Ereigniß ad acta legen zu dürfen. Die Sinne haben nur eine rein intermediäre Arbeit geleistet. Da fällt das müde Auge auf die Blumen; und nun wird in jedem Menschen, der überhaupt für Blumen zu haben ist, eine vorher ganz unberührte Saite der Seele in Schwingungen gerathen. Den angenehmen Reiz, den er damals bei dem Anblick von Blumen genoß, findet er hier plötzlich in unbegreiflicher Weise gesteigert. Es ist nicht Alles der lebendigen Blume; der Duft, die Bewegung, alles in der Natur Unentbehrliche fehlt, — und doch ist Etwas daran, das man früher bei der selben Blume in der Natur kaum geahnt, vielleicht heimlich gewünscht hat: ein Zauber, der das irdisch Schwache, Vergängliche besiegt und uns trotz seiner Stärke nicht zu nah kommt, der die Gefahr des in der Natur Extremen vermeidet und nicht den Genuß mit Bedauern oder Ekel abwechselt. Hier werden die Augen nicht müde und auch der Verstand scheint zu ruhen. Ein Anderes arbeitet durch das Auge auf uns ein, klärt, befänstigt, stimmt schöne Töne in uns an, ruft Empfindungen, die wir vorher nicht gekannt haben und die uns mit Freude erfüllen, wird stärker und stärker, neuer und reicher; bis wir nur noch die drei Blumen sehen, vor deren sanfter Gewalt die Wildheit des anderen Bildes ärmlich und fremd verblaßt. Es ist nicht, weil Blumen lieblicher sind als Reitergetümmel oder Tritonenkämpfe. Ein anderer früherer Meister, den Böcklin verehrt hat, Tizian, hat auch solche wilden Sachen gemalt. In den Uffizien hängt eine Reiterschlacht, die nicht wilder und brünstiger gedacht werden kann, und auch sie hat dieses merkwürdige Doppelleben; und wenn man sie sieht, tritt auch bei ihr das Pöhsische vollkommen zurück und man bewundert nur die Kraft, das Leben dieser Kunst, nicht dieser Pferde oder Reiter.

In dem tiefen Erfassen eines Stückchen Lebens steckt die Kunst dieser ganzen ruhmreichen Tradition, die Manet einleitet. Hier ruht das Schöne, das wir von dem heutigen Tag erwarten können, das Resultat des Schönen, das Glücksbewußtsein, das uns bei dem Genuß vollkommener Werke besetzt. Die Welt ist seit Schöpfung der Venus von Milo wesentlich häßlicher geworden, aber sie wird nicht schöner dadurch, daß wir die Formen dieser Venus nachbilden. Man kommt nicht um das Leben herum: man muß hindurch. Wenn wir es wirklich kennen, uns bewußt werden, woher seine Formen stammen, welchen Zwecken sie dienen, werden wir es lieben. Der Realismus Manets ist ein Symbol

unseres Selbsterhaltungstriebes; er hat nicht diese oder jene Schönheit, sondern die unsere fixirt, gezeigt, daß man auch in Hosen Alluren haben kann, bewiesen, daß die Schönheit fliehet, daß sie nicht in Diesem oder Jenem, sondern in Allem und namentlich zwischen Allem stecken kann. Ein Rembrandt hatte sie sogar in dem Innerem seines geschlachteten Schweines entdeckt, das heute den *Couvre* ziert.

Diesem relativen Realismus, meint man, fehlt die in deutschen Ländern noch immer beliebte Fähigkeit, die Seele zu erheben. Hier, meine ich, kann man vielleicht von diesem oder jenem Genre reden. Man kann unmöglich an die Kunst Postulate stellen, die von der Gemüthsverfassung jedes einzelnen Betrachters willkürlich verändert werden. Dem Einen genügen drei sehr schöne Blumen zu der bewußten Erhebung; der Andere braucht eine recht melancholische Landschaft mit einem einsamen Reiter in blauer Rüstung. Bei gleichem künstlerischen Werth kann man unmöglich behaupten, daß der Mann, der mit seinen drei Blumen selig wird, eine schwächere Seele habe als der andere, der den größeren Apparat braucht, um in die so schätzwerthe Nahrung zu gelangen. Wenn aber der Werth ungleich, die Blume gut, der Reiter aber schlecht gemalt ist und trotzdem noch die Seele hier besser mitthut als bei dem Stillleben, dann . . . soll man sie sich abgewöhnen. Denn wenn die Seele nicht ästhetisch reagirt, ist sie, wenigstens bei der Kunstbetrachtung, überflüssig. Ich halte gerade die Franzosen für ungemein seelenvolle Leute. Ihre politische und soziale Rolle, die seit mehr als hundert Jahren darin besteht, den anderen Völkern die Kastanien aus dem Feuer zu holen, ist nur aus einem Ueberschuß von Seele zu erklären. Wir Deutsche dagegen verstehen jedensfalls in allen wesentlichen Fragen, wo es sich nicht um Kunst, sondern um den Magen handelt, dieser Seele Schweigen zu gebieten. In der Kunst aber verdecken die Franzosen ihre Seele; und man kann ihnen darob nicht gram sein. Es ist sozusagen ein Anstandsgefühl. Sie verstecken sie unter allen möglichen Dingen, wie sich in Paris unter tausend Dingen, trotz dem vielgerühmten Laster des *Seinebabels*, gar manches Anständige verbirgt.

Die *Blague* der Pariser ist wohl nichts Anderes als ihr Gegenmittel gegen die Sentimentalität, die man in Deutschland so schmerzlich an ihnen vermißt. Sie wärzt den großen Zeichnern die Legende. An der Spitze steht Degas, dessen Ausdruck so mächtig ist, daß man in seinen einfachsten Akten Dramen ohne Worte zu sehen geneigt ist, und der zugleich dem Geschmack eine Auswahl von koloristischen Reizen bietet, von der noch einige Generationen leben können. Und auch er ist Natur, und wo er ein Erlebnis mitzutheilen scheint, ist es die Bewegung, die er dabei entdeckt, das Mechanische einer typischen Geste. Was er dabei unbewußt von der Psychologie der Frau hineinzeichnet, geht tiefer als alle *Érotika* eines Félicien Rops. Gerade daß sie Alle, nicht nur Degas, auf das Formuliren verzichten, daß sie uns den Ehrgeiz überlassen, der sie zu wenig dünkt, und sich auf die Dinge beschränken, die wir nicht können, ist das ungemein Vornehme an ihnen. Sie erreichen damit, daß in einer leuchteren Zeit, wo man sich nicht mehr für *Érotika* oder für die *Rana* oder für *Dejeuners* im Freien interessiert, ihre Werke immer noch gesehen werden können; daß diese dem allerletzten Tag abgelesenen Bilder, die sichtlich scheinen wie alle Episoden unseres verrückten großstädtischen Lebens, in Wirklichkeit bleibend sind, tiefer bedeutend für uns und unsere Zeit als alle blaue Ritterromantik. Denn die

Perspektive, die sie geben, ist sehr groß; sie beschränkt sich nicht auf das Bischen Paris, sie äußert in dem minimalen Detail, nämlich in der Art, wie sie es niederzuschreibt, ein Symptom für unser Aller Art, die wir heute in Eisenbahnzügen fahren, ins Theater, nach der Börse gehen und, abgesehen davon, daß wir Oesterreicher, Preußen, Russen und Slowaken sind, uns als dem selben Jahrgang Angehörige, Betheiligte an mehr oder weniger den selben Lasten und Freuden zu betrachten haben. Man fühlt sich als Künstler in Paris wohl, weil man sich dort nicht zu Hause fühlt, weil dort die Erkenntniß, daß Einem diese oder jene duftende Familienede fehlt, durch das Bewußtsein der Betheiligung an einem mächtigen Zeitfortschritt ersetzt wird, das sich auf die tiefsten, nicht nur ästhetischen Elemente stützt und zu einem höheren Primatgefühl werden kann. Wie Monet und seine Freunde die Natur ansehen: Das ist keine Richtungsfrage, sondern etwas Selbstverständliches. Es ist die Richtung einer ganzen Zeit, einer Generation, ja, einer Folge von Generationen. Es ist eine eben so natürliche Konsequenz wie die Literatur eines Dostojewskij, eines Zola. Es ist vielleicht noch tiefere Konsequenz, ideelleres Symbol; ist jedenfalls unanfechtbar.

Es wäre thöricht, den natürlichen Ausdruck dieser Künstler Naturalismus zu nennen; oder es ist überflüssig. Es sagt eben so viel von dieser Kunst, wie wenn man etwa von unseren Kleidern sagt, daß sie naturalistisch sind. Sie sind so, wie es uns gut steht. Diese Malerei sieht den Leuten, die sie machen, wie angegoßen. Renoir ist so absolut menschlich in seinen Bildern, im Guten wie im Bösen, daß man nie darauf kommt, ihm anders zu wünschen, trotzdem Einzelnen wohl nur wenige seiner Bilder (diese freilich über jeden Grad von Vollendung hinaus) ganz vollkommen erscheinen. Dieser Moderne hat manchmal einen Anflug von dem Bürgerthum des zweiten Kaiserreiches, der manchen Leuten unausstehlich sein mag; aber wer Werthe messen kann, wird von dem Künstler so hingerissen sein, daß er solche Seiten schließlich eben so natürlich und unentbehrlich findet wie das anfangs abstoßende Organ eines sympathischen Menschen. Uebrigens hat der Vergleich mit dem Organ etwas Verlockendes. Ich konnte mir den Autor der spröden Landschaften Sisleys immer nur als einen nervösen, frösteindenden Menschen vorstellen, der ein Wenig mit der Zunge anstößt. Man kommt mit all diesen Leuten in Beziehungen, deren Intimität bei Bildern der alten Kunst undenkbar ist. Sie gehen viel tiefer als die Sentimentalität der Lieblinge unserer Väter, vielleicht, weil sie sich nicht im ersten Augenblick und durchaus nicht Jedem erschließen. Ein Cézanne oder ein Gauguin will mit Liebe erworben werden; es sind sehr stille, abseits wandelnde Menschen, die sich in trivaler Gesellschaft nicht zu erkennen geben. Sie haben nie den mondänen Trara der großen Ausstellungen mitgemacht; höchstens zeigten sie sich in den Salons der Refusiten oder in der anarchistischen Gemeinde der Indépendants; und trotzdem sind sie Alle durchaus keine Anarchisten. Inmitten der aus tausend verschiedenen Richtungen zusammengesetzten Kunst unserer Zeit bilden die Impressionisten eine Familie, die so treu zusammenhält wie einst der ruhmreiche Kreis der Florentiner, die sich um Filippo Lippi sammelten. Die Parallele ist natürlicher und würdiger als der beliebte Vergleich der englischen Westheten mit der Generation Botticellis. Auch wenn die Impressionisten kein Quattrocento hervorbringen, wenn ihre Mittel und die Sphäre ihrer Wirkungen räumlich be-



schränkt bleiben: der Adel ihrer Gesinnung und die Kraft ihrer Aeußerung sind nicht geringer, und wenn das gemeinsame unerschrockene Eintreten Vieler für eine Sache für ihre Güte spricht, so ist die Bewunderung nicht unberechtigt.

Die Sache selbst ist nicht leicht zu formuliren. Darin waren die Florentiner glücklicher. Ihre Aufgabe leuchtete Allen in weit sichtbarer Pracht voraus und wurde eben so sehr von dem Verlangen des Fürsten wie von dem Bewußtsein des Volkes empfunden. Das Verständniß Aller umgab und förderte sie. Die Heutigen sind allein Träger ihres Geschicks und ihr äußerer Erfolg unterliegt den Launen des Zufalles. Nicht der Zurschauen der Menge noch fürstliches Lob bestärken sie. Sie finden kaum in der vagen Kameradschaft mit Ihresgleichen sicheren Verlaß und ihre ersten Siege sind stets einem Martyrium abgerungen, dem alle Romantik abgeht. Sie werden verhöhnt, wenn ihre beste Kraft vertraut ist; und sind sie es wirklich, so haben sie sich zudringlicher Dändler und des Snobismus der modernen Amateure zu erwehren, die den Vorher manchmal mit häßlichen Blättern durchziehen. Wie alle großen Erscheinungen, entstehen sie aus einem Gegensatz zur Gegenwart, da sie in die Zukunft deuten. Außer Manet sind fast alle vor der Frage gewesen, sich Brot oder Farben zu kaufen. Viele, wie Monet, haben wiederholt das Erreichte aufgegeben, die Technik, an die sich eine knappe Anhängerschaft mühsam gewöhnt hatte, nach schnellem Entschluß verlassen, um nach noch kühneren, konsequenteren Mitteln zu greifen. Alle hat der Fortschritt rastlos getrieben, die Sehnsucht nach einem Ziel, das eben so viel Seiten aufweist, wie es Menschen giebt, die danach streben.

Die Generation, die heute an der Arbeit ist, nachdem die Monet, Renoir, Degas und Cézanne am Feierabend einer unendlich fruchtbaren Thätigkeit alle Rechte gewonnen haben, sich auszuruhen, ist eine treue Folge dieser älteren, trotzdem sie sich nicht mehr mit dem ruhmreichen Namen der Impressionisten deckt. Das Erstaunliche und Beglückende bei der Betrachtung der modernen Kunst Frankreichs, die Vielheit der Persönlichkeiten, die, trotz vollster Unabhängigkeit, Schritt vor Schritt auf die besten Resultate der Vorgänger gestützt ist, erhält sich auch bei den heutigen Jungen. Wie man Cézanne vielleicht am Tiefsten schätzen lernt, wenn man seine Kopien nach Delacroix sieht, der wiederum, als er Rubens kopierte, seine eigenste Handschrift schrieb, so äußert die heutige Generation auch da am Klarsten ihre Art, wo man sie in der Nähe der Älteren findet. Der Unterschied ist so stark wie der zwischen Cézanne und Delacroix. Es giebt vielleicht keinen Jungen von der imposanten Haltung Manets, der klassischen Ruhe des Puvis oder dem unerschöpflichen Glanz eines Degas. Aber dafür scheint die Fähigkeit, das Persönlichste in Formen zu fassen, womöglich noch gesteigert. In den pariser, wiener, berliner Ausstellungen sind in letzter Zeit besonders zwei Künstler hervorgetreten, die ganz allein schon den Ruhm dieser Generation sichern. Beide sind voreilig aus dem Leben geschieden und haben so viel Schönes geschaffen, daß die Pietät, von ihnen zu sprechen, zu einer leichten Pflicht wird. Henri de Toulouse-Lautrec und Vincent van Gogh zeigen uns, trotzdem der Eine nicht Franzose ist, zwei Ströme der französischen Kunst, die zu einem gewissen Abschluß gelangt sind, und Beide können als glänzende Beispiele für die Originalität gelten, der, so stark sie sein mag, das Bewußtsein der Tradition nicht mangelt. Beide verblühen durch eine unmittelbare Aeußerung

des Temperamentes, daß man vollkommen vergißt, hier mit Bildern zu thun zu haben, sondern höchst persönliche Erlebnisse kennen zu lernen glaubt. Und diese Erlebnisse sind wiederum nichts als ein Niederschlag natürlicher Anschauungen. Bei Loutrec mag der Eine oder Andere vielleicht an die Bedeutung einer mehr oder weniger deutlichen Legende glauben; bei Van Gogh kann auch der geschmeidigste Bilderleser nichts als Landschaften mit und ohne Menschen, als Stillleben, als Portraits erkennen, die willkürlich und absichtlos gemacht scheinen. Das heißt: wenn er überhaupt Etwas erkennt. Die moderne Kunst hat das Publikum schon an alles Mögliche gewöhnt, aber gegen diese schreienden Leinwandflächen, die ausnahmslos mit einem hitzig segnenden Besen gemacht scheinen, sieht das Allermeiste, was sonst die Ausstellungen bieten, sanft und artig aus. Die Töne, die Van Gogh anschlägt, sind so stark, daß kräftige Sinne dazu gehören, um ihre Harmonien zu fassen. Der Mensch, der dahinter steckt, ist offenbar so sehr Instinkt, giebt seine Dinge so blickschnell, wie sie kamen, daß die menschliche Behäbigkeit Mühe hat, eben so schnell zu folgen. Van Goghs Malerei ist Animalkunst, wenn das unlogische Wort erlaubt ist. Animal, weil die Aeußerung nur Kraft scheint — und Kraft ist immer Schönheit —, weil sie gar keine menschlichen Schliche kennt, auch keinen Ehrgeiz und keinen Hochmuth, weil sie so nie gelernt werden kann, sondern dem Menschen gegeben ist, wie dem Thier die Schönheit und die Zweckmäßigkeit der Bewegung, weil sie natürlichstes Genie ist. Daß diese Kunst trotzdem Glied einer Kette bildet, ist das Erstaunliche. Die stärkste Koloristik verbindet sich in ihr mit dem stärksten Linearen, sie krönt den Impressionismus der Manet und Monet und des theuren Meisters Cézanne und potenzirt gleichzeitig Millet. So erscheint Van Gogh als der letzte Maler dieser großen Kunst, die nichts Anderes will als das höchste Eigene und den ganz Großen und ganz Alten verwandt ist; der letzte Maler ohne Furcht und Tadel. Man kann nach ihm neue Nuancen finden; keine neuen Ziele. Die Entwicklung, die über ihn hinausgeht, muß nothwendig andere Bedürfnisse suchen.

Das sagt in Wirklichkeit unendlich wenig von ihm. Man kann ihm alles Mögliche Gute und Schlechte nachweisen; daß er nicht so wissend wie Cézanne und muthiger als Monet war, daß er Daumier kopirte, daß er begriff, was an Millet unsterblich ist. Es bleibt etwas Elementares, daß eben nur Van Gogh genannt werden kann. Von Millet unterscheidet ihn Etwas, das kaum mit einer ästhetischen Floskel zu bezeichnen ist. Millet genoss die Natur, wenn er sie malte. Er war ihr Sohn. Er war aus dem selben Stoff. Der Ernst, der in seinen Bildern spricht, ist der des Landmannes, der die saure Arbeit kennt, aber fest auf ihre Früchte vertraut. Van Gogh ist greller Kampf. Er ging nicht zu der Natur; sie riß ihn zu sich. In rasender Eile malt er seine Bilder; er stößt sie aus wie vor Anstrengung lothendem Athem. In acht Jahren macht er deren fünfshundert. Sie sind in Minuten entstanden; Minuten, wie sie im Leben des gewöhnlichen Sterblichen nur selten vorkommen, die der Behäbige mit Recht vermeidet. Es sind an die Oberfläche dringende Affekte, deren zerrüttend lange Vorbereitung verborgen bleibt, Momente, wo der Geist so stark wird, daß der arme Mensch wie eine mürbe Schale von ihm abfällt. Daß Van Gogh im Wahnsinn umkam, ist nicht merkwürdig. Er wollte keine Kunst machen. Seine Kunst gehörte zu ihm, wie die Funktionen zum Leibe gehören. Sie war nichts

aufser ihm: sondern eine Eigenthümlichkeit, mit der er auf die Welt kam, mit der er fertig werden und untergehen mußte. Was in ihm malerisch zu beeinflussen war, stammt von Cézanne. Auch Gauguin und Van Gogh mögen sich unter einander gegeben haben, als sie zusammen unter Cézanne in der Bretagne malten; aber das Beeinflussen ist hier, wie bei allen starken Leuten, ein recht relativer Begriff. Neben Van Gogh erscheint Cézanne als stiller Betrachter. Er ist unendlich raffinierter, weit fühler, sehr viel reifer, — savant, wie man in Paris sagt. Van Gogh ist immer in fast pathologischer Art an seinen Bildern theilhaftig; er malt sich selbst in diesen lobenden Wolken, in diesen entsetzt zum Himmel aufschreienden Bäumen, in der schrecklichen Weite seiner Ebenen. Er hat auch sogenannte Stilleben gemacht; auf diesem Gebiet hat Cézanne sein Höchstes geleistet. Er stellt mit Vorliebe den Obstkorb diagonal in das Bild und füllt ihn mit Calvilles, gerade wie es Cézanne macht. Bei Diesem bleibt es ein Stilleben, die sozusagen aktuellste Auffassung der *natura morta*, ganz und gar persönlich in einer zu Recht bestehenden, etwa holländischen Tradition. Bei Van Gogh ist die Bezeichnung Stilleben für dies unerhörte Vitale in den Früchten eine Ironie. Diese gelben Äpfel glähen, sie scheinen zu bersten; es ist, als habe sich Alles, was so ein Apfel Besonderes hat, in ihnen aufgespeichert. Es ist ein Stück tollsten Lebens, daß zufällig in diesen Korb gelangt ist. Und dieser Zufall ist geschmackvoll. Der Korb darf nur so stehen und nicht anders; die Farben sind von unerhörter Kühnheit, aber sie sind mit einer Sicherheit getroffen, die nicht die leiseste Aenderung wünschen läßt. Dieser Geschmack, der aus Kraft besteht und der alle Impressionisten auszeichnet, ist das Neue. Bei uns galt diese Qualität in der Blüthezeit des Naturalismus als entbehrliche Schwäche und sie wurde seitdem immer nur in dem matten Charme zartester Wirkungen gesucht, denen man das behutsame Tasten von Weitem ansieht. Diese Revolutionäre dagegen zeigen die Beherrschung der Form, die uns als Geschmack erschreckt, auch im unbeobachteten Moment, in der Willkür; ihre Hände bleiben schön, auch wenn sie sich zur kräftigsten That ballen. Van Gogh ist der Anarchist unter ihnen. Er verneint das Milieu von heute. In dem iden, falschen Kram des sentimentalen Bourgeois wirken seine Bilder wie Keulenschläge. Aber ein Milieu, in das er hineinpaßt, das er zu schmücken vermag, ist nicht nur denkbar, sondern bereits im Entstehen. Die Zeit, die dahin gelangt ist, Leute dieses Schlags zu würdigen und zu verwerthen, kann keine verlorene sein.

Vautrec habe ich hier schon einmal besprochen; er verdankt am Meisten dem alten Degas, der als einer der Ersten in Frankreich begriff, was wir von Japan herübernehmen mußten. Man kann sich heute schon nicht mehr Paris ohne diese japanische Note vorstellen, die hier so natürlich ist, als hätten die asiatischen Vorfahren auch auf dem Boulevard gewohnt. Vautrec hat Degas vereinfacht; er brauchte eben so viele Stunden für seine Bilder wie Degas, der nie fertig wird, Monate. Er hat nichts weniger als die ungeheure Beharrlichkeit des großen Jngress-Schülers; kommt aber mit primitiveren Mitteln, mit einer großen Unverfrorenheit, der es nicht so sehr um das Einzelne wie um den rapiden Gesamteindruck zu thun ist, womöglich noch schneller ans Ziel.

Wie Vautrec Degas gegenübersteht, so verhält sich die ganze jüngere Generation zu den Impressionisten. Sie zieht aus ihnen, was sich den Sinnen

als wirksamster farbiger oder linearer Kontrast bietet, also dekorativ ist. Durchdrungen von der Einsicht, daß es unmöglich ist, einen Manet, einen Renoir oder einen Cézanne rein malerisch zu übertreffen und die beispiellose Naturanlage dieser Leute zu wiederholen, begnügen sie sich mit dem leichter faßbaren, rein koloristischen Problem; und ein hoher Ehrgeiz läßt sie auf diesem Wege ihrer Vorgänger würdige Wirkungen suchen. Die Bezeichnung „dekorativ“ ist durch unsere schnellfingerigen Deutschen so vulgär geworden und die den Formenkampf unserer Zeit begleitenden Spieleereien haben den Begriff Stil mit so vielen Banalitäten und Geschmackskroheiten diskreditirt, daß man ordentlich zögert, diese Worte hier zu gebrauchen. Die scheinbar über das Papier hüschende Kunst Lautrecs und das dekorative Schlangenweibchen unserer landläufigen Dekoration haben nicht das Allermindeste gemein: und doch dienen sie den selben Bedürfnissen. Der Unterschied ist, daß die Einen den Zeitinstinkt tief fassen und das Neue so fest wie möglich in der Wurze Erde einer großen künstlerischen Tradition zu verankern suchen, die Anderen sich von dem willkommenen Bedürfniß tragen lassen, wie der selige Arion auf dem Rücken des freundlichen Delphins. Die moderne Stilbewegung ist eine Reduktionmethode. Sie ist in Gefahr, in den Händen von Leuten, die nicht viel Zeit, noch weniger Talent, aber Sinn für Methode haben, aller Werthe entkleidet zu werden, die eine vorangegangene, höchst zeitgemähe Kunst mit enormen Anstrengungen geschaffen hat. Heute heißt es: à tout prix stilisieren; ob Das mit groben archaisirten Mitteln, ob mit chinesischen, japanischen, ägyptischen oder weiß Gott welchen Elementen geschieht, ist den meisten Betheiligten gleichgiltig, wenn nur eine irgendwie possible Form dabei herauskommt. Nichts ist dunkler und verwickelter als der Modernismus dieser Erscheinung, die als dekorative Malerei bisher mehr Verthümer und Vergehen gegen die ästhetische Sittlichkeit als gebiegene Werthe geboren hat. Es wäre ein Jammer, wenn diese Bewegung zum Abschluß käme, ohne sich mit den Ergebnissen der Impressionisten, in denen wir unbestreitbar uns allein gehörende Dokumente unserer Art und unserer Zeit zu erblicken haben, abzufinden. Das jüngere Geschlecht Frankreichs ist sich dieser Aufgabe bewußt und das Zögern, mit dem der bessere Theil der französischen Künstlerschaft sich der modernen Bewegung der anderen Länder anschließt, spricht nicht nur gegen ihr Verständniß für zeitgemähe Forderungen, sondern auch für die Tiefe ihrer Ueberzeugung. Der geschwinde Griff, mit dem man sonst an allen Orten den Pinsel mit dem Handwerkszeug des Gewerblers vertauschte, fiel den Leuten am Leichtesten, die den Pinsel nicht recht zu führen verstanden hatten; es war nicht lediglich ein prinzipieller Schritt, sondern oft ein Ausweg aus persönlichen Drangsalen. Wegen die Wohlthätigkeit solches Schrittes hat dieser Beweggrund nichts Entscheidendes zu bedeuten; aber die Einsicht in diese Momente vermag vielleicht zu verhüten, daß die jungfranzösischen Künstler zum alten Eisen geworden werden, weil sie sich immer noch der in modernen Gewerbleisfreifen als atavistisch erkannten Betthätigung des Malens hingeben. Schließlich kann man zum Glück von jeder Sache, wie immer sie auch sei, Etwas haben, wenn sie ganz in ihrer Art vollendet ist; und so haben auch die Jungen Frankreichs noch etwas Anderes als Pietät von uns zu erwarten. Die planmäßige Ausbildung ihres reichen Besizes bietet dafür genügende Handhabe.

Wir haben heute in Frankreich auf der einen Seite die Neo-Impressionisten, die nicht umsonst bei ihrem ersten Auftreten in Deutschland das Interesse der Künstler und Kunstliebhaber erregten. Die spleenige Abgeschlossenheit, in der das Publikum diese Leute erblickt, ist in Wirklichkeit eine einfache und nützliche Konsequenz, die durchaus nicht durch die Strenge, mit der Signac und seine Kameraden sie durchführen, in Frage gestellt wird. Es ist die Formulierung eines Resultates, das von den frühesten Anfängen der Malerei an vorbereitet wurde, das Turner zuerst ahnte, das Monet und seine Freunde weiter ausbildeten und das von den Neo-Impressionisten zum Abschluß gebracht wurde: die mit den Erfahrungen der Optik in Einklang stehende Kunst des größten und reinsten Farbeffektes. Das ist durchaus nicht Alles, was die pariser Malerei groß macht. Der stärkste pariser Maler unserer Zeit, Manet, steht abseits. Die Geschichte, die auf ihn den Sieg des Impressionismus zurückführt, giebt ihm einen Ruhmesitel, dessen er nicht bedarf. Manet hatte mehr zu thun, als folgerichtig zu sein. Die gradlinige Energie der reinen Konsequenz wird von dem Genie eher gehindert. Dafür gehören Siernaden wie Monet und Signac. Monet sieht viel genialer aus, so lange er in den Fußstapfen Manets seine glänzenden Portraits machte und noch weit von seinen letzten Studien der Atmosphäre entfernt war.

Aber diese letzte Phase war nothwendiger. Die Neo-Impressionisten haben in der Verfolgung dieses Weges eine Technik gefunden, die, wenn überhaupt jemals die Malerei noch unserem Schmutz dienlich werden kann, das glücklichste Material dafür zur Verfügung stellt. Schon Seurat, als er die „Grande jatto“, den „Chahut“ und den „Cirque“ malte, begriff den dekorativen Werth dieser fast wissenschaftlichen Kunst im Dienst einer großkühnen Dekoration und versuchte, ihn in seiner primitiven Zeichnung zu realisiren. Es gelang den Belgiern der Gruppe, Ryffelberghe vor Allen, der seit ein paar Jahren die glänzendsten Wandbilder der modernen Kunst schafft. Seine Freunde Van de Velde und Lemmen übertrugen die Erfahrung, die sie als Schüler des Neo-Impressionismus gesammelt hatten, auf das gewerbliche Gebiet und bildeten die direkte Verbindung der abstrakten Malerei mit dem praktischen Nutzen. Was sie und Andere unverlierbar mit auf den Weg nahmen, ist die logische Einsicht in die Ziele der Zeit. Der Realismus der Impressionisten wurde in ihnen zu dem Pfadfinder, der sie mit Sicherheit auf Wege wies, die dem modernen Bewußtsein natürlich sind. Aber auch außerhalb der Gruppe blieb diese Wirkung nicht ohne Einfluß. Die Suggestion Seurats war so stark, daß selbst der alte Pissaro eine Zeit lang mitging. Läßt man sich darauf ein, die indirekte Uebertreibung zu verfolgen, so bleibt wenig von der pariser Malerei übrig, das nicht irgendwie in deren Bannkreis gehöre. Selbst die in Frankreich isolirte Richtung der Odilon Redon und Maurice Denis entlehnt ihm die Koloristik und giebt dem skeptischen Sinn, der dem zarten zeichnerischen Ideal dieser Poeten nicht zu folgen vermag, die Wohlthat des sorgfältigen Farbengeschmackes. Wenn der Name Moreaus längst verschollen ist, wird das Auge sich immer noch an den Flächen eines Pavis de Chavannes erfreuen; und Maurice Denis und Odilon Redon wird es eben so gehen, weil sie eben auch nicht nur tief sinnige oder ärtliche Symbolisten sind.

Neben dieser Gruppe von Malern, die dem Licht zustreben und sich nur im hellsten Sonnenschein wohl fühlen, hat die Schule, die mehr dem Einfluß

Cézanne verwandt ist, nicht minder schätzbare Gegenwerthe gefunden. Die Kunst der Vuillard und Bonnard gehört zu den Ueberraschungen von Paris, auf die man sich am Wenigsten gefaßt ist. Man begreift Monet, Renoir und Sisley, wenn man draußen irgendwo an der Seine ist. Man findet Degas, Lautrec und Besnard vollkommen im Einklang mit Dem, was man sich unter Paris vorstellt; aber das Milieu, dem ein Vuillard gehört, hätte man in Paris nie vermuthet. Man definiert es am Besten, wenn man an den schlichten Bourgeois denkt, der neben dem schwindelhaften Bankier, neben dem Rocour, neben der eleganten Frau, neben Rochefort und Madame Humbert auch in Paris wohnt, ja, der, trotz allen Nebenarten über Frankreich, immer noch in der Majorität ist und die Gesundheit des Landes verbürgt. Nur muß man sich diesen Bourgeois nicht als Zeloten und Banausen denken, sondern als den stillen, anspruchlosen Betrachter, der seinem Behagen nachgeht und keine geräuschvollen Feste braucht, um es zu finden. Der bürgerliche Charakter der ganzen französischen Malerei seit Manet findet hier seine pikanteste Note; und wie eine feine Menschlichkeit dazu gehört, um in dem anspruchlosen Zeitgenossen, der sich ganz ohne Braue, ganz ohne äußerliche Besonderheiten, mit einer Atmosphäre spröder Schweigsamkeit umgiebt, den Einen zu finden, der des Nachgehens werth ist, so bedarf auch diese Kunst, die in dem Lärm des Tages leicht verschwindet, guter Augen.

Vuillard findet in der nächsternsten Staffage Farben und zeichnerische Probleme differenzirtester Art. Seine gewissen graublauen und gelblichen Töne, die aus den raffiniertesten Kontrasten gewonnen werden, glaubt man vorher nie gesehen zu haben; es ist viel Japan, viel Whistler, viel Cézanne, und trotzdem ist es noch etwas ganz Anderes, nicht Zerlegbares, das für die Art dieser Kunst eben so wichtig ist wie für Denis die Feinheit der Kontur oder für Van Gogh die raue Behemeng der Pinselstriche. Es liegt in der Atmosphäre, in der Stimmung, wenn man dies viel mißbrauchte Wort anwenden darf, Etwas von einem alten Junggesellen oder — noch besser — von einer Alten Jungfer, aber von einer feinen Alten Jungfer, die nur sympathische Schrullen hat, wenn sich ein solches Vorkommen denken läßt. Es ist so gediegen wie der Anstand alter Leute. Bonnard ist auffallender, unberechenbar, manchmal überspannt. Vuillard wird nie daneben treffen, Bonnard haut in nervöser Hast sehr oft vorbei; wo er aber trifft, ist es in ganz verblüffender Bollendung, und wo man ihn auf einem Irthum zu erwischen glaubt, irrt er so amüfant, daß man ihn nie korrigiren möchte. Roussel endlich, der Dritte im Bunde, ist der Harmloseste, aber vielleicht der Sympathischste, der seine Bilder mit dem Flaum von Federn zu malen scheint und dabei Dinge festhält, zu deren Komplex ein edler, rechter Landschafter einen Möbelwagen von Details braucht. Bescheidene Leute sind alle Drei; doch dafür dürfen sie nicht mit Unterstützung bedient werden. Man braucht nur ihre anmaßenden Betten jenseits vom Kanal, die Schotten, dagegen zu halten, um ihren Werth zu erhöhen. Die Diskretion der Glasgower ist oft die intelligente Einsicht, Dinge nicht sagen zu wollen, die man selber nicht weiß. Diese pariser Boys sagen Alles, was zu sagen ist. Man muß nur die Augen aufmachen.

Während diese Maler den reinen Impressionismus modifiziren, ja, wie Denis, von ihm wegzutreiben scheinen, ist die Skulptur vollkommen in die Rich-

tung gerathen, die eigentlich nur als malerische Tendenz begriffen werden kann. Anfänge dieser Richtung stecken schon in der frühesten Kunst und man könnte die Geschichte der gesammten Skulptur auf eine Entwicklung Dessen, was wir heute Impressionismus nennen, zurückführen. Es ist ein Riesenschritt in dieser Entwicklung, von der Starrheit ägyptischer Monumente zu dem weichen Idealismus nach Praxiteles. Es ist eine eben so weitgreifende Fortsetzung von dieser klassischen Form zu der Skulptur der Renaissance. Bei dem letzten Schritt, der von Michelangelo zu Rodin führt, tritt die Evolution in ihre dramatische Phase, deren Höhepunkt wir mit erleben. Denn die wirkliche Entscheidung ist erst in unserer Zeit gefallen, als die Malerei in den Mittelpunkt aller ästhetischen Interessen rückte und ihre Wesensart auch auf die Schwesterkunst zu übertragen suchte, die bisher in dem Schatten einer großen Vergangenheit geblüht hatte. Und wieder drängt sich auch hier der Vergleich mit der schönen Epoche der Florentiner auf, an die wir stets gern erinnert werden, auch wenn es nur mit einiger Ironie möglich ist. Wieder haben sich die Rollen vertauscht. Donatello, der damals die Maler befruchtete, ist nicht mehr. Der Bildhauer, der starke Genosse der Baukunst, die früher die Mutter aller Künste war, sieht eine neue Zeit um sich wachsen, der er vergeblich mit seinen alten Mitteln zu dienen sucht. Sich selbst überlassen, macht auch die Plastik aus der Noth eine Tugend und versteckt unter den verlockenden Zeichen einer immer größeren Freiheit den Mangel vitaler Existenzbedingungen. Der Vergleich mit Florenz hinkt in seiner Umkehrung insofern, als es schwierig ist, für unsere Zeit unter den Malern einen eben so prägnanten Namen zu finden wie einen Donatello unter den Bildhauern, den man für die Beeinflussung allein verantwortlich machen könnte. So lange noch, wie bei Drouon und Rude, der allgemeine Stilgedanke der Zeit mächtig ist, ist die Bewegung hier nicht deutlicher als in irgend einer anderen Kunst. Carpeaux' glänzendes Virtuositenthum vermeidet, dazu Stellung zu nehmen. Die Tendenz wird erst bemerkbar, als die große naturalistische Bewegung, die im Walde von Fontainebleau entstand, in das Atelier des Bildhauers bringt. Das neue Ideal, das wie ein verspätetes Kind der Revolution den Franzosen zum ersten Mal eine schlichte Menschlichkeit zeigte, war stark genug, um die Skulptur, die es in denkbar günstigster Stunde, so zu sagen an einem toten Punkt, traf, in neue Bahnen zu drängen. Millets mächtige Suggestion traf erst verspätet auf einen kongenialen Bildner, Konstantin Meunier, der in einer unendlich würdigen Synthese das Neue einer fruchtbar gährenden Zeit mit dem Rest michelangellesker Formensprache verband. Es ist vielleicht kein Zufall, daß sich kein Franzose zu diesem Werk fand, wie auch der Maler, der Millet am Tiefsten verstanden hat, Van Gogh, kein Franzose war. Und wie nicht Die von Fontainebleau, sondern Delacroix das Urelement der Klasse zeigt, so ringt sich das Urgallische in Rodin zum Ausdruck. Mit ihm entsteht das Genie der modernen Plastik, das am Scheidewege der Kunst noch einmal das Pathos, dessen je die lateinische Klasse fähig war, mit der tiefsten geheimnißvollen Erkenntniß verbindet und Dinge gestaltet, die weder die Plastik noch irgend eine andere Kunst je so tief und erhaben gefaßt hat. Ein ganz großer Mensch, den das Gemurmel der Bedenklichen nicht trifft und um dessen Werk man alles Negative zu vergessen geneigt ist, selbst den Niedergang, den er zur Folge gehabt hat. Wir sind so gemacht,

daß selbst, wenn endlich die große Sintfluth uns umbraust, wir vom letzten einsamen Fleck aus noch auf die erhabene Wüste eines großen Zauberers laufen, die das Unheil erläutert. Rodin ist ein Feis, den die Irrihümer so drohend umbranden, daß er oft unter den Wogen zu verschwinden scheint, aber nur, um desto merkwürdiger und ergreifender aufzutauschen. Er hat nichts gemacht, das ganz er selbst ist, dem nicht das Meue Tefel eingebrannt ist. Durch seine porta d'enfer, diese Sammlung der genialsten Einfälle eines Ueberkünstlers, geht man ganz sicher in das Gebiet, wo die Kunst aufhört, die reine, abgellarte Nütern unverbitterter Freuden zu sein; aber man schreitet ohne Bögern, wie ein Träumer, der köstlichen Gebilden nachtastet, und wenn man sich an der Wirklichkeit den Kopf stößt, zürnt man ihr, nicht dem geheimnißvollen Führer. Alles, was uns heute bewegt, was wir so tief verehren, daß uns jede Formulierung plump und mißglückt erscheint, hat er in gewissen Posen, die sich als Akte, als Skizzen, vielleicht am Stärksten in seinen Federzeichnungen geben, in einer Weise angedeutet, daß wir in ihm den Tiefsten der Symbolisten feiern möchten. Ihm glaubt man das Unausgesprochene. In einer Hand von ihm stecken tausend Gedichte und man möchte sich stets in die schöne Figur des Genius hineindenken, den er hinter den mächtigen Körper seines Viktor Hugo gestellt hat, und nicht aufhören, auf das Lautwerden des dichterischen Geheimnisses zu laufen. Rodin ist für Frankreich Alles; er ist nicht nur der Sammelpunkt aller französischen Tradition, von dem Klassizismus bis zum sprudelndsten Barock; er ist ein Symbol für Frankreich überhaupt, wie der Faust eins für uns Deutsche ist.

Rosso könnte man vielleicht den Mephisto Rodins nennen, der die Verweitung vollzieht, die der Andere im lähnen Optimismus um Haaresgrenze vermeidet. Er hat Rodin die letzte Richtung gegeben. Es steht fest, daß der Schöpfer des „Viktor Hugo“ ein Anderer ist als der Meister, der den klassisch vollendeten „Kuß“ schuf; und wenn man Rosso nichts verdankte als seinen Einfluß, der Rodin auf die einsame Höhe dieser Kunst trieb, wäre es genug, um ihm ein ruhmvolles Andenken zu sichern. Aber seine Kinderköpfe beweisen, daß er sehr viel wesentlichere Ansprüche darauf hat, neben dem glücklichsten Genossen zu gelten. Nie ist Einfacheres mit größerer Intimität gemacht worden als diese bleichen Gesichtchen; und ob Das nun gemalt oder gemeißelt ist, kann uns einen Augenblick gleichgültig sein.

Das Gefolge dieser Koryphäen ist so groß wie die Zahl der Maler, die den Impressionisten nachgehen. Die deutschen Ausstellungen haben schon seit Jahren mit dankenswerthem Verständnis die Tüchtigen, wie Charpentier, das türkische Pendant zu dem großen Dramatiker Rodin, herauszufinden vermocht. Auch Deutsche, wie der junge Doetger, sind zu meiner großen Freude darunter. Im Uebrigen wälzt sich der Strom dieses Impressionismus mit wechselvoller Folge und fordert zuweilen den boshaften Vergleich mit der Sauce heraus, der so oft die Dunkelmaler gädrgert hat. Man hat oft im Salon den Eindruck, als wären all diese malerischen Dinge aus Versen in etwas recht Dickflüssiges hineingefallen; und daß talentvolle Leute, wie Wiegeland, mit diesem Mittel wundervolle Suggestion ausüben, entschädigt nicht für die Fülle des Verunglückten bei Anderen, geringer Begabten. Auch hier ist von der Erhabenheit bis zur Nahe nur ein Schritt; und nirgends fällt es leichter als hier, hinter der ledigen Gewerbe des freien Künstlerthums den Mangel an Kultur zu verbergen.



Es ist nöthig und dient der Hebung unseres durch die Erfolge unserer westlichen Nachbarn bedenklich gedrückten Selbstbewußtseins, die Grenze dieser Plastik zu erkennen, die mit aller Gewalt danach strebt, nicht mehr plastisch zu wirken. Es genügt, diese Kunst zu verfolgen, sobald sie die nur von der Individualität des Einzelnen oder dem Gutdünken der Jury beschränkte Sphäre des Ausstellungs- oder Atelierthums verläßt und bei den Werken mithilft, bei denen es der nüchternen Zeit noch immer nicht gelungen ist, die Kunst ganz zu entfernen. Denn schließlich ist der pariser Salon und das Atelier noch nicht die Welt, so gedruschvoll auch die Kämpfe der Begeisterung darin toben. Das Wogen des Applauses bringt immer nur an die abgedünnten Glasscheiben der festlichen Hallen; und das Leben, das außerhalb dieser gläsernen Schmuckkästen seine tieferen Kreise treibt, hat wenig mit solchem geheimnißvollen Gebahren zu thun. Gewiß: man hat die Gegenwart durch die Kunst betrachteten gelernt; man wird nicht dümmel noch ärmer an Gemüth davon. Die Skulptur ist in den Händen großer Künstler zu einem fabelhaften Werkzeug geworden, das der Erkenntniß der modernen Seele dient wie die fein eiselirte Psychologie eines nordischen Prosaisisten. Das hatten die Alten nicht. Der Schöpfer der Venus von Milo verfügte über eine ungemein wenig entwickelte Psychologie, wenn man das erstbeste Genie unserer Tage daneben hält. Nun gar die Kunst, die auf dieses Heidenthum folgte, die in Stein gehauenen Bildnisse unserer Heiligen, die geronnene Frömmigkeit inbrünstiger Beter, denen das Denken verboten war! Zwischen beiden Religionen verlief bis zu unserer Zeit die ganze Geschichte der Skulptur; und noch in manchen Kossos und Robins ist leicht die Gotik neben der klassischen Form zu erkennen. Der sinnenstrebige Marmor der Griechen war die Gottheit, um die sich die Säulen des Tempels erhoben; der nordischen Art der christlichen Skulptur gelang es, das Werk als Einzelheit unter vielen anderen einer Alles beherrschenden, untheilbaren Idee einzuordnen. Auch in dem Dom von Chartres geht es Einem wie vor der Venus von Milo: man denkt nicht an die Analyse und sucht nicht die Spur des Menschen in dem göttlichen Werk. Den Menschen in der Kunst hat die Moderne uns näher gebracht, und je näher uns das Werk rückt, desto weiter schwindet der göttliche Raum, der es einst beherrschte, zurück; und heute ragt es in unheimlicher Einsamkeit unvermittelt zum freien Himmel; und wir stehen mit kritischen Mienen davon, begeistern und erzeifern uns und . . . gehen weiter.

Jedes neue Denkmal moderner Künstler, das in einer schönen Stadt, wo auch immer, enthüllt wird, erregt in der Seele des Beschaulichen ein gewisses Gruseln. Vielleicht ist nicht mehr die Zeit für diese Sitte, der Verehrung marmorne Postamente zu errichten, vielleicht ist unsere Art nicht mehr für dieses Unsterblichkeitspathos geeignet; jedenfalls haben wir keinen rechten Platz mehr dafür. Ich habe mich oft darauf ertappt, die pseudo-klassischen Statuen in den Parks von Versailles und Fontainebleau, die man in keiner Ausstellung eines Blicks würdigen würde, hinterließend schön zu finden, ja, sogar unentbehrlich, und ich habe dennoch, wie Zeber, der auf sich hält, der wüsten Schriftstellergenossenschaft in Paris, die Robins „Balzac“ ablehnt, ewige Rache geschworen. Aber ich vermochte mir nie vorzustellen, auf welchem Platz von Paris dieses durch alle Feuilletons aller Erdtheile gehegte Werk auch nur halbwegs möglich sein könnte.

Man verfolge die Kunst der französischen Plastik, sobald sie etwas Anderes als nur das „Ding an sich“ macht. Rude findet in dem pariser Arc de triomphe noch eine unbändig starke Wirkung. Damit ist die angewandte Monumentalkunst des neuen Paris erschöpft. Alle Versuche Robins nach dieser Richtung sind verfehlt. Die Jüngeren haben uns auf dem Gebiete des Gewerbes Gelegenheit zu Betrachtungen gegeben, die noch weniger erfreulicher Art sind. Der feine Charpentier, der den zierlichsten Gliederaufbau beherrscht und die schönste moderne Medaille macht, wird erschreckend banal, sobald er ein Möbel fertigt. Als sich ein mit Reichthümer gesegneter Amateur einen Billardsaal von ihm bauen ließ, leistete sich ein niederträchtiger Bekannter die Bemerkung, daß wohl auch die Billardbälle mit Skulpturen versehen sein würden. Carriès, der große Keramiker der französischen Plastik, verunglückte überall, wo er seiner Erfindung eine mehr oder weniger praktische Bestimmung zu geben versuchte. Carabin, dem in der Behandlung des Materials fabelhafte Reize gelingen, wird monströs, sobald er aus seinen Akten Sessel und Tische zusammenstellt. Und so könnte man noch mancherlei Beispiele für die Thatfache erbringen, daß es in Frankreich bis heute noch ziemlich ausgeschlossen ist, das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden. Trotzdem ist auch hier auf eine weitere Verwendung der glänzenden Schöpfung des französischen Genies zu hoffen. Frankreich hat das Barock, diesen Impressionismus in der Architektur, geschaffen; es muß den Reich leeren, der es Jahrhunderte gelobt hat. Vielleicht hilft die Kunst ihm momentan nur dazu, den Rausch zu beschleunigen, der unvermeidlich ist, aber aus dem es ein Erwachen giebt. Schon sind von einer anderen Seite Leute am Werk, die nicht den Meißel, sondern die nimbuslose Kunst des Ingenieurs zu üben wissen. Die industrielle Blüthe des neuen Frankreich, die das tüchtige bürgerliche Element der jungen Republik mit der selben Hoffnung verfolgt, mit der es die Sicherung der republikanischen Verfassung betreibt, wird diese Wendung begünstigen. Und ist es so weit, dann wird die alte Tradition ihre werthvolle Rithilfe nicht versagen.

Paris.

Julius Meier-Graefe.



## Selbstanzeigen.

**Kampf.** Bekenntnisse eines Fünfundzwanzigjährigen von Emil Vitrus.  
Bei R. Linke in Dresden.

Dieses Buch sind die Bekenntnisse meiner Jugend und ein Mahnwort zugleich an Alle, die noch jung an Jahren und Erfahrung sind. Obwohl es einen rückfichtslos objektiven Selbstzerfaserungsprozeß vorsührt, wollte ich doch auch didaktisch wirken und vor der wahl- und strupellosen Befriedigung des Geschlechtstriebes warnen. Die Auffassung des erotischen Triebes als Rückenmarksverlangen und die seiner Befriedigung als Rückenmarksarbeit ist Prostitution unserer besten Kraft und in psychischer und physischer Beziehung verwerflich. So soll die Mittheilung ärztlicher Erfahrung im Verein mit der Schilderung des Seelenlebens eines „modernen“ Menschen ein Wegweiser sein für Alle, die noch am

Anfänge stehen. Doch auch die Anderen, deren Kampf schon längst vergangenen Zeiten angehört, werden ein Bröckchen von dem eigenen Seelenleben in diesem „Kampf“ wiederfinden und mit dem Autor fühlen.

Wien.

Dr. Emil Glas.

•

**Geld-, Bank- und Börsenwesen.** Ein Handbuch für Bankbeamte, Juristen, Kaufleute, Kapitalisten und für den akademischen Gebrauch. Zweite, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Karl Ernst Voelckel, 1903. 3 M.

Im ersten Theil wird die historische Entwicklung des Geldwesens geschildert, die Münzgesetzgebung im Allgemeinen und die des Deutschen Reiches im Besonderen besprochen. Ausführliche Darstellung der Währungsfrage, des Wechsel- und des Heftverkehrs. Der zweite Theil behandelt die geschäftliche Entwicklung des Bankwesens und erläutert die Technik der bankgeschäftlichen Transaktionen. Im dritten Theil werden die verschiedenen Arten der Börsengeschäfte besprochen und die verschiedenen Wertpapiergattungen charakterisirt.

Georg Obst.

•

**The West African Mail.** Illustrierte Wochenschrift für westafrikanische Interessen. Herausgegeben von Edmund D. Morel. (E. D. M.) Liverpool. 26,50 Mark einschließlich Porto per Jahr.

Die neue illustrierte Wochenschrift widmet sich speziell den Interessen Derer, die mit West- und Centralafrika in Verbindung stehen, und bietet in Wort und Bild einen vollkommenen Wochenbericht über alle west- und centralafrikanischen Vorkommnisse und Fragen, vom kaufmännischen sowohl wie vom industriellen und politischen Standpunkt aus. Sie dürfte als Wegweiser im alltäglichen Geschäft, auch als Nachschlagebuch für den Kaufmann, den Fabrikanten und Studierenden nützlich sein. Der Herausgeber, Edmund D. Morel, hat vor Kurzem in seinem Werk „Affairs of West-Africa“ bedeutende Darstellungen der Zustände in Nigeria, Französisch- und Englisch-Westafrika geboten, nöthige Reformen empfohlen und das Treiben des unter belgischer Oberhoheit stehenden Kongostaates beleuchtet. Seine Name, seine publizistische Erfahrung und die Wahl seiner Mitarbeiter bürgen dafür, daß dem neuen Blatte ein hohes Ziel gesetzt ist und daß dieses Ziel erreicht werden wird. Die deutsche Agentur des Unternehmens, das auch die Baumwoll- und Goldmineninteressen Südafrikas mit besonderem Eifer wahrnehmen wird, hat ihren Sitz in Hamburg.

Liverpool.

Edmund D. Morel.

•

**Claire.** Verlag von H. Barsdorf, Berlin.

Das Buch ist unter der Bezeichnung „Ein masochistischer Roman“ in die Welt gegangen. Ein Leser schrieb mir, ich hätte ja fast nur Krankhaftes in dem Buche geschildert. Das müsse man tabeln. Gewiß: die Empfindungswelt einiger Menschen, die ich in diesem Buche geschildert habe, liegt außerhalb des Schemas; aber ist es etwa Aufgabe des Künstlers, ewig das Schema, das „Gesunde“ darzustellen? Was heißt schließlich „gesund“? Was „krank“? Mir war

es darum zu thun, eine Tragödie des Lebens auszubenten, die sich einmal neben mir abgespielt hat. Ob mir die Deutung wirklich gelungen ist, weiß ich nicht. Aber darf man mir den Versuch einer Deutung verargen, nur, weil das zu Deutende außerhalb des „Schemas“ liegt?

Stadthagen.

Hans Fuchs.

Die Beherrschung der Luft. Eduard Beyer, Wien. Preis 1 Mark.

Eine philosophisch physikalische Begründung des Prinzipes „Plus lourd quo l'air.“ Der Physiker weiß es auch ohne mich, aber es scheint doch eine ganze Menge Leute zu geben, die im Unklaren sind. Ich habe versucht, gemeinverständlich zu schreiben, aber meine Freunde bezweifeln, daß es mir gelungen sei.

Nettman, Radolfzell.

W. R. Rickmers.

Hochland. Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur. Dresden, E. Bierfon. 1903.

„Hochland“ will auf lyrischem, epischem und dramatischem Gebiet, im Gegensatz zu der kleinlichen Milieukunst, eine vertiefte Ideendichtung pflegen und fördern, literarhistorisch werthvolles Altes ans Licht bringen, durch Skizzen und Essays über philosophische Probleme den Geist der Zeit klären und die Leser zur selbstthätigen Mitarbeit anregen, endlich den tiefen Seelengehalt der Musik der Literatur nutzbar machen und das Wort durch neue Stimmungswerthe bereichern.

Paul Friedrich.

Kranz und Krähen. Neue Gedichte. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei Alt.-Gef. (vormals J. F. Richter). 1,50 Mark.

Bild.

Ich sah Dich schlank im schwarzverbräunten Kleid  
Den Garten kreuzen durch die nassen Wege.  
Es war der ersten Milbe wunde Zeit.

Die bunten Blätter glänzten auf dem Stege,  
Als hätten sie des Maien Thau getrunken,  
Und waren doch bei Abendsonnenschräge

Bom Herbst gepflückt, durch Nebel hingefunken.  
Dein Schlepptaum streifte raschelfroh den Rand  
Der falschen Beete; und der Ruf der Unken

Durchklang allein dies müde Gartenland.  
Die letzte Aster, sommerhimmelblau,  
Brach Deine halbgeneigte weiße Hand,

Hielt sie dem Auge nah zu stummer Schau.  
Dann ging ein Lächeln, eines Lächelns Ahnung,  
Um Deine Lippen leis, geliebte Frau,

An künftigen Frühling glückschwere Mahnung.

Hamburg-Hohensfelde.

Heinrich Spiero.

## Krafft-Ebing.

**A**m zweiundzwanzigsten Dezember 1902 ist Krafft-Ebing in Graz seinen Leiden erlegen. Mit ihm ist ein deutscher Gelehrter von ungewöhnlichen Eigenschaften ins Grab gesunken. Frei von kleinlichen Charakterzügen, die man mit Recht oder Unrecht so oft deutschen Gelehrten nachsagt, hat er sein arbeitsreiches Leben der Wissenschaft und der Menschheit gewidmet. Wohl fast Jeder, der mit ihm in persönliche Verührung kam, hat den Reiz einer vornehmen Persönlichkeit empfunden. Selten findet man mit so viel Geist solche Bescheidenheit vereint; die kleinen Eitelkeiten anderer Forscher waren ihm fremd. Als ich ihn auf einen Widerspruch in einer seiner Arbeiten, der Anderen entgangen war, brieflich aufmerksam gemacht hatte, dankte er mir dafür mit den Worten, er habe sich bei Empfang meines Briefes gefreut, zu erfahren, daß wenigstens Einer seine Arbeit genau gelesen habe.

Wenn man die Bedeutung, die Krafft-Ebing für die Wissenschaft und für deren praktische Nutzung hatte, würdigen will, muß man zunächst seines Einflusses auf die Psychiatrie gedenken. In doppelter Weise war er für sie wirksam: erstens durch die systematische Bearbeitung des gesammten Gebietes, zweitens durch Spezialarbeiten. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte eine starke Bewegung zu Gunsten einer humaneren Behandlung der Geisteskranken begonnen; sie ging von Frankreich, Italien und England aus, verbreitete sich schnell über alle Kulturstaaten und bewirkte, daß die Geisteskranken in Irrenanstalten der Aufsicht und Behandlung von Ärzten unterstellt wurden. Dadurch wurde allmählich eine Psychiatrie geschaffen, die sich von der Metaphysik löste. Man fing an, die Geisteskranken nach naturwissenschaftlicher Methode zu studiren, und so kam Ordnung in das früher ganz wirre Gebiet. Der berühmte Irrenarzt Griesinger hatte schon 1845 in einem Lehrbuch die naturwissenschaftliche Betrachtung der Geisteskrankheiten systematisch durchgeführt; wenn er aber auch in späteren Auflagen die Fortschritte der Psychiatrie berücksichtigte, so waren doch allmählich so viele neue Fragen und Krankheitsbilder erforscht worden, daß nach dem Tode Griesingers eine einheitliche Bearbeitung der gesammten Psychiatrie dringendes Bedürfnis wurde. Es ist ein Hauptverdienst Krafft-Ebing's, daß er durch sein Lehrbuch der Psychiatrie, dessen erste Auflage 1879 erschien, diesem Bedürfnis Rechnung trug. Fast zwei Jahrzehnte lang blieb dieses Buch das herrschende Lehrbuch, aber auch für Erfahrener ein werthvolles Nachschlagewerk. Zahlreiche Krankengeschichten erleichterten die Einführung in die Psychiatrie. Krafft-Ebing ging von den elementaren Störungen unserer psychischen Thätigkeiten aus und erörterte in diesem Standard Work alle für die Psychiatrie bedeutsamen Momente: die Ursachen und die Symptome, die allgemeine Pathologie und

pathologische Anatomie, die Prognose und Behandlung der Geisteskrankheiten. In der Psychiatrie strebte Krafft-Ebing danach, die klinische Psychiatrie in den Vordergrund treten zu lassen, und er hütete sich vor einer Ueberschätzung der pathologischen Anatomie, deren Wichtigkeit er doch durchaus anerkannte. Im engsten Zusammenhang mit der klinischen Psychiatrie stehen auch viele therapeutische Bestrebungen, die wir Krafft-Ebing danken.

Auch auf vielen Spezialgebieten der Psychiatrie aber hat Krafft-Ebing bahnbrechend gewirkt. Schon 1865 gab er uns die Lehre von der Mania transitoria. Es handelt sich hier um eine geistige Störung, die bei vorher und nachher psychisch Gesunden entsteht, plötzlich einsetzt, nur wenige Stunden dauert, mit einer schweren Störung des Selbstbewusstseins einhergeht und oft das Bild schwerer Tobsucht bietet. Nach neuerer Auffassung sind viele dieser Fälle zu den psychischen Äquivalenten der Epilepsie zu rechnen. Die Epilepsie äußert sich ja nicht immer in Krampf- oder Schwindelanfällen, sondern oft genug nur in vorübergehenden psychischen Störungen, den sogenannten psychischen Äquivalenten. Hierbei ist der Epileptische zu allerlei Handlungen, besonders auch solchen gewaltthätiger Natur fähig. Die Lehre von der psychischen Epilepsie ist in den letzten Jahrzehnten wesentlich ausgebaut worden und Krafft-Ebing hat durch die genannte Arbeit einen Hauptstoß dazu gegeben. Ueberhaupt hat er gerade die vorübergehenden geistigen Störungen, wie sie sich auch sonst noch finden, zu seinem speziellen Forschungsgebiet gemacht.

Von größter Bedeutung waren ferner seine Arbeiten über die Zwangsvorstellungen; dieser Begriff ist heute ja auch zahlreichen Laien bekannt. Bereits 1867 hat Krafft-Ebing das Wort Zwangsvorstellung geschaffen, um damit Vorstellungen zu bezeichnen, die durch krankhafte Dauer und Intensität auffallen. Es ist ein Irrthum und ein merkwürdiger Zufall, wenn dem verstorbenen berliner Psychiater Westphal, der gleichfalls nicht nur durch umfassende Kenntnisse, sondern auch durch große Bescheidenheit ausgezeichnet war, dieses Verdienst zugesprochen wird.

Ich will die anderen Spezialarbeiten Krafft-Ebing's auf dem Gebiete der Psychiatrie nicht einzeln besprechen. Kaum dürfte es eine Geisteskrankheit geben, zu deren genauerer Kenntniß er nicht Beiträge geliefert hat. Die progressive Paralyse und die Paranoia, das hysterische und das neurasthenische Irresein, das Menstrualirresein u. s. w.: überall finden wir seinen Namen. Eben so hat er auf dem Gebiete der Nervenkrankheiten im engeren Sinn, wo es sich nicht um psychische Störungen handelt, unser Wissen bereichert: zum Beispiel auf dem Gebiete der Rückenmarkschwindsucht, der Lähmungen von Nerven. Selbst über den Unterleibstypus hat er gearbeitet. Wenn aber ein Forscher auf mehreren Gebieten arbeitet, so kennen ihn die Meisten nur auf dem Gebiet, wo seine Thätigkeit besonders weithin wirkt. Und so

sind viele dieser Arbeiten Krafft-Ebing's selbst manchen Aerzten unbekannt geblieben, obwohl sie genügt hätten, ihm einen ehrenvollen Namen in der Wissenschaft zu schaffen, selbst wenn er nie über Geisteskrankheiten, über gerichtliche Medizin noch über sexuelle PerverSIONen gearbeitet hätte.

Ein ganz besonderes Interesse wendete Krafft-Ebing der gerichtlichen Medizin zu. Wenn wir die 360 Arbeiten betrachten, die sein Assistent Alfred Fuchs zusammengestellt hat, dann sehen wir sofort, daß die forensische Psychiatrie eine wesentliche Rolle darin spielt. Ueberaus groß ist die Zahl der Gutachten, die Krafft-Ebing veröffentlicht hat und die der forensischen Psychiatrie und dem Lernenden neues Material liefern. Aber Krafft-Ebing hat auch die gerichtliche Psychopathologie monographisch bearbeitet. Er hat in seinem Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie all ihre Beziehungen zum Strafrecht und bürgerlichen Recht besprochen. Auch dieses Buch war lange das einzige in Betracht kommende Nachschlagebuch für diese Fragen. Es dürfte wenige Aerzte geben, die vor Gericht psychiatrische Fälle begutachteten, ohne aus diesem Buch Belehrung zu schöpfen. Wenn mancher Angeklagte heute schwerer Bestrafung, vielleicht dem Schaffot entgeht, weil er eine Handlung im epileptischen oder sonstwie geistig gestörten Zustand ausgeführt hat und Dies jetzt erkannt wird, so ist Das nicht zuletzt das Verdienst Krafft-Ebing's, der unermülich war, die gerichtliche Medizin in dieser Beziehung wohlthätig zu reformiren.

Ich komme jetzt zu zwei Gebieten, auf denen Krafft-Ebing ganz speziell gearbeitet und viele Angriffe erlebt hat; das eine ist das Studium des Hypnotismus, das andere das der sexuellen PerverSIONen. Krafft-Ebing war, der, als der neuere Hypnotismus die Aufmerksamkeit vieler Forscher erregte, dessen Wichtigkeit sofort erkannte und die Suggestion in wie auferhalb der Hypnose zu würdigen wußte. Man kann über die Bedeutung der Hypnose als Heilmittel verschiedener Meinung sein; aber man darf die geradezu umwälzende Bedeutung, die der Hypnotismus für die Beurtheilung der gesammten Heilmittel herbeigeführt hat, nicht verkennen. Zahllose Heilmittel, bei denen die verschiedensten Autoren immer nur die chemische und physikalische Wirkung untersuchten, sind dadurch wirksam, daß der Patient ihnen vertraut. Diese psychische Wirkung war von den meisten Medizinern übersehen oder ignorirt worden; die Hypnose lehrte aber, daß man solche Einwirkungen lediglich durch Suggestion erreichen konnte. Auch heute wird noch manchmal dieses Moment verkannt. Wenn jetzt Einzelne hochmüthig auf den Hypnotismus herabsehen, so kann ihnen nur dringend empfohlen werden, ihn und die hypnotische Suggestion zu studiren. Manche Irrlehre wäre in der Medizin nicht entstanden, wenn man die Suggestion stets richtig gewürdigt hätte. Und hier ist wieder Krafft-Ebing zu nennen. Er hat durch Versuche an verschiedenen

Personen die Ausdehnung der Suggestionfähigkeit studirt; er zeigte, wie man Schmerzen, Appetit, Stuhlgang u. s. w. durch Suggestion beeinflussen kann. Wenn behauptet wird, er sei das Opfer geschickter Betrügerinnen geworden, so muß der Sachverständige darüber lächeln und in Anlehnung an einen Nekrolog sagen: Kraft-Ebing verstand von der Suggestion und dem Hypnotismus mehr als alle seine Kritiker.

Auf dem anderen Gebiet, dem der sexuellen Perversionen, sind zwar schon vor Kraft-Ebing Ansätze gemacht worden, die Anomalien des Geschlechtstriebes wissenschaftlich zu erforschen. Casper, Westphal und Andere haben nachgewiesen, daß es Männer giebt, deren Liebesempfindungen so beschaffen sind wie die des normalen Weibes, also Männer, die sich geschlechtlich zum Manne hingezogen fühlen. Aber Kraft-Ebing hat auf diesem dunklen Gebiet ein System geschaffen. Er hat die verschiedenen Abstufungen der gleichgeschlechtlichen Liebe kennen gelehrt, indem er, zum Beispiel, die Fälle abtrennte, wo neben der Liebe zum gleichen die zum andern Geschlecht vorhanden ist, also die sogenannte psycho-sexuelle Hermaphroditie vorliegt. Er hat ferner die Fälle abgetrennt, wo nicht nur das seelische Empfinden dem entgegengesetzten Geschlechte ähnlich ist, sondern auch die körperliche Beschaffenheit gewisse Charakteristika des anderen Geschlechtes annimmt: die Skelettbildung, der Gesichtstypus, die Stimme. Kraft-Ebing hat aber auch weiter den Typus des Masochismus und Sadismus der Wissenschaft erschlossen, bei dem das normale Geschlechtsempfinden durch den Drang zu passiver Schmerzerdulung oder zu aktiver Mißhandlung ersetzt ist. Er hat uns seine Psychopathia Sexualis geliefert, die in immer neuen Auflagen erschien und die Fortschritte in der Erkenntniß der sexuellen Perversionen monographisch darstellte. Freilich gab, abgesehen von manchen sachlichen Angriffen, die gegen Kraft-Ebing's Auffassung der sexuellen Perversionen gerichtet waren, gerade dieses Hauptwerk Veranlassung zu Vorwürfen. Ganz weise Männer meinten — und ihr Meinen sollte nicht nur Kraft-Ebing, sondern auch Andere treffen —, solche Dinge dürfe man nicht in Büchern, sondern nur in Archiven veröffentlichen, damit sie nur Fachmännern zugänglich seien; sonst läßen zu viele Laien solche Bücher sexuellen Inhalts. Diesen Punkt möchte ich hier etwas ausführlicher behandeln, weil er ein allgemeines Interesse bietet und dieser Einwand in privaten Unterhaltungen oft erhoben wird.

Zunächst bemerke ich, daß die Archive und die wissenschaftlichen medizinischen Zeitschriften viel Ballast enthalten und ihre Lecture sehr viel überflüssige Zeit erfordert. Aus Dugenden von Zeitschriften kann nicht Jeder sich das Material zur Kenntniß der sexuellen Psychopathie zusammensuchen; am Wenigsten kanns der beschäftigte Praktiker. Ferner sind diese Zeitschriften so theuer, daß nur selten ein Arzt im Stande ist, eine größere Zahl zu



kaufen. Die Journal-Leserzirkel und die Bibliotheken können nicht abhelfen; denn auch hier muß der Leser sehr viel Zeit auf das Herausfinden der betreffenden Artikel verwenden und oft kann er sie nicht erhalten, wenn er sie gerade braucht. Hinzu kommt weiter: wenn diese Dinge nur in medizinischen Zeitschriften veröffentlicht werden, kommen sie nicht zur Kenntniß der Juristen und Pädagogen, die doch auch an diesen Fragen ein Interesse haben. Schon aus diesen Gründen ist die Zusammenfassung der Materie in eine Monographie vorzuziehen. Auch findet der Forscher, der seinen Stoff in Zeitschriften veröffentlichen will, dazu nicht immer Gelegenheit. Man muß die redaktionellen Verhältnisse auch bei wissenschaftlichen Zeitschriften etwas genauer kennen, um zu wissen, wie es da manchmal zugeht. Es ist merkwürdig, wie lange manche Autoren auf die Veröffentlichung ihrer Arbeiten warten müssen, während andere sofort gedruckt werden. Oft werden Arbeiten ganz zurückgewiesen oder sie bleiben so lange ungedruckt, bis dem Autor die Geduld ausgeht. Daß die Annoncen oder auch der Verlag dabei den Redakteur beeinflussen, darf man natürlich nicht annehmen. Immerhin ist doch die Gefahr einer Eliquenbildung bei der wissenschaftlichen Presse überaus groß. Ein Arzt, der auf seine Einsendung überhaupt keine Antwort bekam und nach Monaten mühsam das Manuskript zurückerhielt, hat erst neulich gesagt: „Böse Zungen wollen behaupten, Jemand, der seine Assistentenzeit an den Kliniken anderer Universitäten durchgemacht hat und als homo novus in das Berliner Medizinallleben eintritt, sei besonders für solche Leiden prädisponirt.“

So waren auch Monographien über sexuelle Perverstionen unbedingt nötig; und es war eins der Hauptverdienste Krafft-Ebing's, daß er hier die Initiative ergriff. Allzu ernst braucht man auch die Einwendungen der Gegner dieses Standpunktes nicht immer zu nehmen, wie der folgende Vorfall beweisen dürfte. Einer von ihnen, der so dringend die Archive empfiehlt, um die Publikation in Monographien zu verhindern, las an einer großen Universität ein öffentliches psychiatrisches Kolleg, in das nicht nur viele Mediziner, sondern auch Laien strömten. Der Zufall wollte, daß in diesem Kolleg ein homosexueller junger Mann, der weder Mediziner noch Jurist war, eine längere Auseinandersetzung über den perversen Verkehr hörte und dabei erfuhr, wo sich die Päderasten der Stadt herumtrieben. Nachdem der Herr in dieser Universitätsvorlesung den Ort erfahren hatte, ging er noch an dem selben Abend hin und machte so die Bekanntschaft der päderastischen Prostitution. Dieser Universitätslehrer ist aber ein eifriger Gegner der Popularisirung sexualwissenschaftlicher Arbeit.

Diese Ausführungen schienen mir nicht ganz unwichtig, um die Hauptangriffe, die gegen Krafft-Ebing wegen seiner Psychopathia Sexualis gerichtet wurden, zurückzuweisen, — wenn es überhaupt einer Zurückweisung

für ernste Männer noch bedurfte. Ueber den Werth der wissenschaftlichen Angriffe kann natürlich nur der Fachmann urtheilen; ihre Erörterung würde hier zu weit führen. Man denke nur an die Frage, ob und was bei den sexuellen Pervertionen angeboren und was erworben ist. Wenn aber auch, wie jeder Mensch, Krafft-Ebing Irthümern ausgesetzt war, so treten sie neben seinen ungeheuren Verdiensten zurück. Zu den wissenschaftlichen Verdiensten kommt noch eine reiche ärztliche Thätigkeit, die ihm bei seinen Patienten eine Verehrung eintrug, wie man sie nur selten findet. Freilich ist davon nicht so viel in die Oeffentlichkeit gedrungen. Krafft-Ebing war nicht ein Mann, der sich durch Prekoffiziosität als Spezialisten für Humanität auszeichnen ließ. Er war der zurückhaltende Arzt der alten Schule, der sich begnügte, in der Stille des Sprech- oder Krankenzimmers für Die zu wirken, die sich ihm anvertraut hatten.

Dr. Albert Roll.



## Serbische Finanzen.

Strablätter hatten den Erfolg der serbischen Militärrevolte gemeldet. König Alexander und Ihre Majestät Draga, verwitwete Maschin, seien getödtet und Peter Karageorgewitsch solle den Thron Miloschs bestiegen. An der Wichtigkeit der Meldung war nicht zu zweifeln, denn sie stammte aus Belgrad, nicht aus Semlin, von wo sonst die von der serbischen Depeschenzensur beanstandeten Meldungen zu kommen pflegten. Wie so oft in den letzten Jahren, brachte die Sommerzeit also eine Sensation, die alle Langweile fürs Erste verbannen mußte. Die Börsianer kamen in Bewegung und gingen früher als an gewöhnlichen Tagen auf den Markt der Märkte; auch die Rutschten der Hochfinanz, die sonst erst um Eins sichtbar werden, bogen heute schon um Zwölf in die Burgstraße ein. Doch der Eifer fand keinen Lohn. Selbst die serbischen Werthe waren nur unwesentlich verändert und die Spekulation zeigte eine zuversichtliche Stimmung, trotzdem außer der belgrader Katastrophe gerade heute auch noch eine new-yorker Börsenpanik gemeldet war. Ein Tag wie andere Tage. Nur wartete man gespannt auf neue Nachrichten. Da aber nichts Sensationelles mehr kam, mußte man sich mit dem Vergnügen bescheiden, aus dem Munde der serbischen Konsuln, die der Börse, aber nicht der Haute Finance angehören, immer wieder zu vernehmen, daß auch sie nichts Neues mitzuthellen wüßten. In Wien zog die Fronleichnamspredigt durch die Straßen und die Börsenthür war geschlossen. Nur die Verkaufsbros einzelner österreichischen — nicht katholischen — Spekulanten ließen ahnen, wie die wiener Finanz über die serbischen Vorgänge denke. Kreditaktien fielen um ein paar Prozent; hier und da wurden auch Antheile der Berliner Handelsgesellschaft angeboten. Nicht etwa, weil man Herrn Fürstenberg die Unklugheit zutraute, Werthe, die er emittirt hat, in größeren Mengen selbst zu behalten, sondern, weil man doch irgend Etwas thun wollte, das mit dem Tagesereigniß in Zusammenhang stand. Deshalb verkauften Einzelne Aktien der Handelsgesellschaft, die, gemeinsam mit der wiener Länberbank, das Serben-

konfortium leitet. Wenig Bewegung also; und doch war die Berliner Börse endlich wieder einmal in ihrem Element. Sie konnte hohe und höchste Politik treiben und die von Alters her in der Burgstraße beliebte Balkanfrage beschwägen. Die Petersburger Börse war fest: also durfte man vermuthen, Prinz Peter, der Enkel des Schwarzen Georg, habe sich, ehe er den Putz wagte, die Zustimmung der Russen gesichert. Dafür sprach auch die steigende Tendenz des pariser Geldmarktes, der nur für die erst kürzlich erworbenen serbischen Renten weichende Kurse fandte. Ist aber der Zar zufrieden, so sind die Börsen auch; wer möchte Väterchens Kreise stören? Balfour und Genossen sind zu beschäftigt, um sich Palastiens wegen aufzuregen, und die Oesterreicher, deren Diplomatie von dem nahen Skandal offenbar nichts geahnt hatte, sind im eigenen Lande so engagirt, daß sie den Ereignissen freien Lauf lassen müssen. Und Deutschland? An ernsthafteste Unternehmungen des Grafen Bülow glaubt die Börse schon lange nicht mehr; sie weiß nachgerade, daß aus der Wilhelmstraße nur Worte zu erwarten sind. So ging man denn bald wieder an das gewohnte Tagewerk, um Procente zu feilschen. Ungehört verhallte die Mahnung der Furchtsamen, Peter Karageorgewitsch sei ein zweiter Milan, ein Abenteuerer und Verschwender. Noch im Januar 1902 habe er „sein Volk“ in einem pomphaften Sendschreiben aufgefordert, seinem glorreichen Großvater, dem Befreier vom Türkenjoch, ein Nationaldenkmal zu errichten; wer weiß, ob er nicht, als Basall Rußlands, gegen die Türkei mobil machen würde? Auch dieser Angststurz wirkte nicht. Wir, hieß es, haben auch glorreiche Großväter, denen wir Denkmale setzen, und sinnen doch nicht auf Krieg. Die Börse wollte sich nicht erschrecken lassen... Ganz so leicht wird der Kapitalist im Lande sich mit dem Ereigniß nicht abfinden; er weiß zu gut, daß jeder Regierungswechsel Geld kostet. An dem Donnerstag, der die Meldung brachte, sah man Herrn Fürstenberg in eifrigem Gespräch mit Journalisten aller Grade. Der Senior der Handelsgesellschaft erzählte ihnen — und abends las mans ja auch in den Blättern —, das serbische Volk athme auf, da es von einem planlosen, unstillen Tyrannen befreit sei; auch beichtete er allerlei Intimes aus den Verhandlungen über die letzte, in Paris begebene Anleihe von 60 Millionen. Dreimal sei man genöthigt gewesen, die Verträge zu ändern, weil Alexander sie aus wichtigen Gründen zurückwies. Jetzt aber müsse sich Alles wenden; die besten Elemente des Landes seien in der neuen Regierung vereint, große Männer, die sich nicht zu Ministern des kleinen Alexander hergaben. Zu diesen Großen und Ehrenwerthen gehört auch der Handelsminister Georg Gentschitsch, der einer Veruntreuung von Staatsgeldern dringend verdächtig war, — natürlich nur in den Augen Derer um Alexander.

Die neue Regierung wird schwerlich im Stande sein, die Grundlagen der serbischen Finanzwirtschaft zu ändern. Die gehören nun einmal zur Balkanphysiognomie. Die Ungehrlichkeit der Politiker und Finanzleute ist, so skrupellos sie auch die Kassen leert, noch nicht das Schlimmste. Aber all diese Serben, Rumänen, Bulgaren möchten täglich bei Borchardt essen, während ihre Verhältnisse sie doch zu Ußinger weisen. Der Kulturmensch sucht den Etat seiner Wünsche wenigstens einigermaßen mit dem Etat seiner Kasse in Uebereinstimmung zu bringen. Dieses Streben kennt der Balkanbewohner kaum. Ihm fehlt der ruhige, nüchternere Wirklichkeitsinn; und der selbe Kulturmensch, der streng

darauf hält, daß Niemand sich über Vermögen engagire, drängt dem Halbbarbaren die Segnungen des Luxus geradezu auf. Zu Hause überlegt der Geschäftsmann sich dreimal, ehe er Einem borgt, dessen Verhältnisse nicht über jeden Zweifel erhaben sind; dem unsolidesten, der eigenen Schwäche bewußten Fremden aber wird ohne Bedenken gepumpt. Daher kommts, daß man in den Balkanländern elektrisches Licht und elektrische Straßenbahnen sieht, Brunnbauten und nach europäischem Muster gedrückte Armeen. Kein Wunder also, daß in allen Balkanbudgets die Ausgaben für Tilgung und Verzinsung der Staatsschuld und für das Heerwesen den größten Posten bilden. Uns erinnern diese Staaten an Opreitenländer; ernster muß sie aber der Kapitalist nehmen, dem ihre Papiere von pfiffigen Bankdirektoren verkauft worden sind. Denn es ist kein Spaß, Gläubiger eines Staates zu sein, der Schulden hat wie ein mündiges Großindustrieland, dessen Wirtschaft aber noch in den Kinderschuhen steckt.

Was bedeutet denn Serbien für die Weltwirtschaft? Es exportirt Pflaumen und Getreide, hat ans Ausland Militärlieferungen zu vergeben, ist im Grunde aber noch reiner Ackerbaustaat. In den letzten Jahren versuchte man, künstlich eine Industrie aufzupäppeln, gab Subventionen und wollte diesem Zweck sogar einen Theil des Ueberschusses der Klassenlotterie zuwenden. Doch die wichtigste Vorbedingung zu industrieller Größe fehlt: der natürliche Reichthum des Bodens. Die Erzfunde lassen viel zu wünschen übrig; an Kohlenlagern ist zwar kein Mangel, aber die Schichtung des Gesteins ist ungleich, der Abbau schwierig und theuer und die Lager sind so weit über das Land hin zerstreut, daß starke Industriezentren nicht zu schaffen sind. Mit einem Eisenbahnnetz von 550 Kilometern ist da nichts anzufangen. Auch das Kreditwesen ist noch unentwickelt. Neben der Staatsbank, die natürlich der regierenden Partei dient, giebt es noch ein paar andere Kreditinstitute mit zum Theil recht hochtönenden Namen; doch auch sie sind in den Händen politischer Parteien und fragen mehr nach der Besinnungslüchtigkeit als nach der Kreditfähigkeit ihrer Kundschaft. Und auf solchen Fundamenten ruht nun die Schuldenlast. Die Berliner Handelsgesellschaft hat 1884 die finanzielle Bekanntschaft Deutschlands mit Serbien vermittelt. Herr Fürstenberg wollte, als er seine Bank reorganisiert hatte, zeigen, daß er stark genug sei, nicht nur Aktiengesellschaften, sondern auch Staaten Kredit zu geben. Die Gläubigerinteressen schienen so sorgsam gewahrt, daß selbst die Firma Mendelssohn & Co. sich bestimmen ließ, bei der ersten Emission Hilfe zu leisten. Für etliche Jahre wurden die Zinsen — wie sonst nur bei Wuchergeschäften üblich — gleich vom Kapital abgezogen und zurückbehalten, als Deckungen verschiedene Einnahmen verpfändet und besondere Klassen mit der Verwaltung betraut. Alles ging denn auch gut, bis das Jahr des großen Staatskrachs kam. Damals, 1893, hatte die Zahlungseinstellung der Northern Pacific Bahn die Kapitalisten kopfscheu gemacht und der Kurs der serbischen Rente war nicht zu halten. Die Handelsgesellschaft suchte die ängstlichen Gemüther zu beschwichtigen, witterte schließlich aber die nahende Katastrophe und bereitete sich auf die kommenden Dinge dadurch vor, daß sie am siebenten Februar 1894 in einer Versammlung der serbischen Gläubiger Vertrauensmänner für die Ueberwachung des Anleiheendienstes wählen ließ. Dann brach das Wetter los. Wer freilich die Geschichte der serbischen Finanzen nach den Jahresberichten der Berliner Handelsgesellschaft

schreiben wollte, würde kaum klar erkennen, was denn eigentlich das verhängnisvolle Jahr 1895 den Serben gebracht habe. Da heißt es in trockenem Ton: „Wir fungirten im verflossenen Geschäftsjahr bei der Ausgabe der vierprozentigen serbischen Staatsanleihe vom Jahr 1895 als Konvertirungsstelle. Zugleich mit der durch die Budgetverhältnisse erforderlich gewordenen Umwandlung der serbischen Staatsschuld in die letztgenannte vierprozentige Anleihe ging der Dienst der den Staatsgläubigern verpfändeten Einnahmen auf die durch Gesetz vom achten Juli 1895 eingeführte autonome Monopolverwaltung über, die angewiesen ist, diese ihr direkt zufließenden Einnahmen in erster Reihe für den Dienst der Staatsanleihe zu verwenden. Die für die Fälligkeiten der serbischen Staatsschuld im zweiten Semester 1895 und am ersten Januar 1896 erforderlich gewesenem Mittel sind aus den Einnahmen der autonomen Monopolverwaltung, die über ihre Thätigkeit monatliche Berichte veröffentlicht, bestritten worden.“ Mit diesem eleganten Sprung wird über eine Finanzrevolution hinwegvolgtirt. Die „durch die Budgetverhältnisse erforderlich gewordene Umwandlung der serbischen Staatsschuld“ war nämlich ein kaum noch verschleierter Staatsbankerot mit obligatem Treubruch. Die verpfändeten Einnahmen reichten zur Deckung des Dienstes der verschiedenen Anleihen völlig aus; trotzdem wurden die Zinsen von 5 auf 4 Prozent herabgesetzt und nicht nur alle Anleihen zu einer einzigen verschmolzen, sondern auch die verschiedenen Sicherheiten zusammengeworfen. Die Zustimmung der Gläubiger hatte man natürlich nicht erst lange erbeten. Der serbische Finanzminister befahl einfach im Kommandoton eines preussischen Unteroffiziers: „Die Besitzer der serbischen Staatsanleihen haben ihre Stücke zum Umtausch anzumelden; später wird die Zahlung der fünfprozentigen Coupons und die Verlosung der Stücke der fünfprozentigen Anleihen eingestellt und werden nur noch die Coupons und die ausgelosten Stücke der vierprozentigen Anleihe eingelöst.“ Als Trost für verwundete Herzen bewilligte man eine besondere Verwaltung der Monopole unter ausländischer Kontrolle. Doch was nützt ohne exekutive Zwangsgewalt alle Kontrolle? Die serbische Monopolverwaltung ist die Karikatur eines selbständig eingerichteten Sicherheitdienstes. Die Sache geht, so lange es den Serben eben paßt. In der Monopolverwaltung haben Sitz und Stimme: der Gouverneur und der Vizegouverneur der serbischen Nationalbank, der ehemalige Präsident des belgrader Kaffeehofes und zwei Vertreter der Obligationäre. Noch nicht vier Jahre bestand die Monopolverwaltung zu Recht oder zu Unrecht: da erlebten wir die erste Unredlichkeit. Angeblich mit Zustimmung der beteiligten Regierungen, thatsächlich aber ohne Befragung der Gläubiger, wurde im September 1899 plötzlich die Verpfändung der Eisenbahnen durch die Verpfändung der Erträgnisse aus den Monopolen auf Zündhölzchen und Cigarettenpapier ersetzt. Die Regierungen hatten nicht so ganz freiwillig zugestimmt. Als die Eisenbahnen noch an die Monopolverwaltung verpfändet waren, ermächtigte im Januar 1899, die Skupština die Regierung, eine fünfprozentige Anleihe im Betrage von 30 Millionen Francs aufzunehmen; die nöthige Sicherheit sollten die Staatsbahnen bieten. Der deutsche und der französische Gesandte protestirten. Aber man bewies ihnen wohl, daß Serbien ohne die neue Anleihe einfach ruiniert sei; und da sie wünschen mußten, wenigstens den alten Zustand eines unsichtbaren Ruins aufrecht zu erhalten, machten sie gute Miene zum sehr bösen Spiel. Einzelne Gläubiger protestirten, wurden aber als *quantité négligeable* behandelt.

Sieht man von solchen erbaulichen Episoden ab, so findet man, daß sich die Einnahmen der Monopolverwaltung sehr günstig entwickelten. Und wieder belehrt uns der vom März 1903 datirte Bericht der Handelsgesellschaft über diese Entwicklung: „Die langjährigen Bestrebungen zur Hebung des serbischen Staatskredites erzielten im Berichtsjahr (1902) einen erheblichen Erfolg, zumal die 1895 errichtete serbische Monopolverwaltung seit ihrem Bestehen nicht nur die für den Dienst der Staatsschuld erforderlichen Annuitäten aufgebracht, sondern darüber hinaus von Jahr zu Jahr steigende Ueberschüsse an die Staatskasse abgeführt hat. Durch die unter Leitung einer französischen Finanzgruppe zur Zeit der Abfassung dieses Berichtes erfolgreich emittirte neue fünfprozentige Anleihe ist die Regelung der im Lauf der Jahre aufgenommenen Schwebenden Schulden nun gleichfalls durchgeführt.“ Wieder also in wenigen kühlen Zeilen die Geschichte einer ganzen Finanzperiode. Nur leider: wieder nicht ganz richtig. Wo war damals eine Hebung des serbischen Staatskredites zu spüren? Daß die Kurse der Serbenanleihen vor der pariser Emission in die Höhe getrieben wurden, war für die Handelsgesellschaft ein günstiges Moment: sie konnte mit alten Beständen räumen. Aber das Zeichen einer Kreditbesserung konnte man darin nicht sehen; auch nicht in der Thatfache, daß die Franzosen halfen, die immer bedrohlicher anschwellende Schwebende Schuld endlich zu fundiren. Das thaten sie ja nur im eigensten Interesse, nach der Lehre des alten finanzpolitischen Liedes: Wer einmal Geld geborgt hat, muß weiter borgen, wenn er nicht Alles verlieren will. Mit Recht hat man sich damals gestreut, daß Paris und nicht Berlin neues Geld borgte; das Serbentrisiko, sagte man, sei nun international vertheilt. Das ist in gewissem Sinn richtig. Doch ganz unbetheiligt war Deutschland wohl nicht. Führung und Emission war allerdings in Paris. Aber es gab auch deutsche Konferten und ganz freiwillig hatte man wohl nicht auf Berlin als Emissionstelle verzichtet; wahrscheinlich fürchtete man, gewisse latente Bedenken wieder aufleben zu sehen und sich am Ende gar einen Refus der Zahlungstelle zu holen. Nach dem Rechtsbruch der Zwangsconversion weigerten sich nämlich die berliner Börsenbehörden, die gesammte neue vierprozentige Anleihe zum Handel zuzulassen; sie erklärten nur die Nummern für lieferbar, die im Umtausch gegen die frühere, in Deutschland gehandelte fünfprozentige Anleihe gegeben würden. Später, einen Tag bevor die durch das Börsengesetz geschaffene amtliche Zulassungstelle in Wirksamkeit trat, ließ man plötzlich die ganze Anleihe zu. Ob dieser Beschluß zu Recht besteht, ob also die jüngste Serbenanleihe zum legitimen Handel der berliner Börse gehört, ist sehr zweifelhaft. Sicher wäre diese Angelegenheit zur Sprache und Prüfung gekommen, wenn man die neue Anleihe hier emittirt hätte.

Dieses Kapitel aus der serbischen Finanzgeschichte zeigt, wie wenig Vertrauen die Verwaltung des Balkanreiches sich bisher verdient hat. Diese Wirthschaft hat mit zum Sturz der Obrenowitsch beigetragen. Monate lang mußten die Offiziere auf den Sold warten; und da machten sie eben eine Palastrevolution. Wird Peter nun besser wirtschaften? Bis zur nächsten Anleihe wahrscheinlich . . .

Plutus.